

# Die Mission des Benediktinerordens und das geistige Leben in Muri

(Zur neunten Jahrhundertfeier  
der Gründung von Muri-Gries)

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B.

Beilage zum Jahresbericht  
der kantonalen Lehranstalt Sarnen  
1926/27

Sarnen \* Buchdruckerei Louis Ehrli \* 1927

# Die Mission des Benediktinerordens und das geistige Leben in Muri

(Zur neunten Jahrhundertfeier  
der Gründung von Muri-Gries)

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B.

Beilage zum Jahresbericht  
der kantonalen Lehranstalt Sarnen  
1926/27



«Es klingt so schön, was unsre Väter taten,  
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend  
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft.»

So hat Goethe gesungen und die Jugend zum Preise vaterländischen Heldentums im Liede eingeladen. Klingt es aber nicht ebenso schön, wenn wir auch der Taten unserer geistigen Väter pietätvoll gedenken, der Erzieher der Menschheit, der einstigen Träger der Kultur, der Bildner der abendländischen Seele, mag dies auch nicht unter Harfenton, sondern nur im schlichten Laut der heimatlichen Sprache geschehen. Unvergesslich sollen dem Jüngling die Taten der Väter sein, die die heimatliche Scholle mit ihrem Herzblut getränkt und dem Vaterlande Frieden und Freiheit erkaufte haben, aber nicht geringern Dank zollt die Nachwelt denen, die im Schweisse des Angesichtes, unter unzähligen Hindernissen, oft unter Drangabe ihres Lebens unsern Ahnen die Segnungen des Christentums gebracht, die Ketten der seelischen Knechtschaft gebrochen und sie zur Freiheit der Kinder Gottes geführt haben . . . . Das aber sind in vorzüglicher Weise die alten Mönche aus der Schule des hl. Benediktus gewesen, deren Nachfolger die Kirche und der Volksmund bis auf den heutigen Tag «Patres», «Väter» nennt.

Der junge Baum, den der Patriarch der Mönche des Abendlandes auf Subiakos Felsenhorst hinaufgepflanzt und nachher nach Monte Casino versetzt hatte, reckte bald seine Aeste und Zweige über das ganze Abendland und nach und nach über die Welt aus. Zahllose Scharen welt-satter Menschen kamen, um ihre kulturmüde Seele in seinem Schatten zu erquicken. Die Einheit und Einfachheit des Mönchtums hatte es ihnen angetan. In richtiger Erkenntnis der eigentlichen Aufgabe des Menschen, war St. Benedikt den gesteigerten und komplizierten Ansprüchen seiner durch eine raffinierte Kultur bestimmten Zeit auf das nachdrücklichste entgegengetreten und hatte das Leben wieder auf seine einfachsten Formen, Gebet und Arbeit, zurückgeführt. Im proportionierten Ausmass dieser zwei grossen Lebensaufgaben des Menschen und in dem harmonischen Ebenmass, mit dem der Benediktiner seinen Verpflichtungen nachkam, liegt das Geheimnis der schlichten Grösse seines Ordens, in dessen urwüchsigem Stamm noch heute der alte Saft mit neuer Kraft pulsiert.

Von Zeit zu Zeit nun regt sich in dem einen oder andern Ast oder Zweig dieses uralten Baumes ein ganz eigenes Leben, zumal an den Jahrhundertwenden; da durchrieselt sie der ehrfurchtsvolle Schauer der Vergangenheit, da träumen sie den Traum ihrer Entstehung und sie nehmen freudig wahr, dass benediktinisches Leben unzerstörbar ist, solange es der Weisung des Meisters treu, die Doppelschwinge des Gebetes und der Arbeit in harmonischem Wechsel hebt und senkt.

Ein solch freudig erzitternder Zweig am starken Baume des Benediktinerordens ist auch das Kloster *Muri-Gries*, das heuer das 900jährige Wiegenfest seines Bestandes feiert. Wie sollten da seine Söhne nicht mit einem heiligen Stolze und einer stillen Freude auf eine so lange Vergangenheit zurückblicken, sich der Taten ihrer Väter dankbar erinnern, den Schleier der Vergangenheit etwas lüften und das eine oder andere Kulturbild vergangener Tage dem Blicke der Nachwelt, zumal der im Sinn und Geiste des hl. Benedikt erzogenen studierenden Jugend, entschleiern? . . . . Das ist denn auch der Zweck dieser schlichten Blätter. Sie wollen keine Geschichte des Klosters Muri geben, sondern nur das geistige Leben und Streben der altherwürdigen Abtei in einigen Strichen zu zeichnen versuchen.

Unsere Studenten werden dafür um so mehr Sinn und Verständnis haben, als ihnen in den Junitagen dieses Jahres Muris Entstehung und erste Geschichte in einem schönen Festspiel vorgeführt wurde und sie in Dichtung, Gesang und festlicher Musik teils selbst mithalfen, die Taten der «Väter» zu verherrlichen, teils staunend den Geistern der Vergangenheit lauschten und so in ihrer Art Goethes Worte nachempfanden:

«Es klingt so schön, was unsre Väter taten,  
Wenn es, in stillen Abendschatten ruhend,  
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft.»

Und da die folgenden Blätter besonders für die Studenten geschrieben sind, so möchten wir, damit die Tätigkeit der Murimönche von der Jugend richtig gewürdigt wird, der Schilderung ihres geistigen Lebens einen kurzen ersten Teil über die Mission des Benediktinerordens vorausschicken.

# DIE MISSION DES BENEDIKTINERORDENS

An der morschen Schwelle des zusammenbrechenden weströmischen Reiches begegnen wir den Gestalten zweier Knaben, von denen der eine die erlauchtesten Namen des Gründers und glänzendsten Förderers eines Weltreiches in seinem eigenen im Zerrbild vereinigt..... der andere aber, Segensfülle schon durch seinen Namen ankündend, zum Propheten einer neuen, glücklichen, Diesseits und Jenseits verbindenden Zukunft wird. Romulus-Augustus, so hatte man den 475 nach Christus auf den Thron der römischen Imperatoren erhobenen Knaben genannt, der die letzten Reste des gewaltigen Römerreiches gegen die von allen Seiten heranstürmenden Barbaren retten sollte, der aber schon nach einem Jahre, von Odoaker gestürzt, den Zerfall des römischen Kolosses mit ansehen musste. Benediktus, der Gesegnete, hiess der andere im Jahre 480 zu Nursia am Fusse der Apenninen geborene Patrizierknabe, der auf den Trümmern der Herrschaft des Romulus-Augustus das Reich des Deus optimus maximus zu befestigen und es zum Weltreich auszudehnen berufen war. Die zwei Namen symbolisierten eine untergehende und eine neu erstehende Kultur- und Geisteswelt. Das stolze Reich der Cäsaren, es war wirklich dem Untergange nahe, die antike Menschheit taumelte einem Abgrund zu, der sich gähnend vor ihr auftat.

Im Jahre 362 vor Christus, so hatte Livius, im Anschluss an die Sage, seinen Landleuten erzählt,<sup>1</sup> sei auf dem Forum durch ein Erdbeben ein gewaltiger Schlund entstanden, der durch keine noch so grosse Menge hineingeworfener Erde habe ausgefüllt werden können. In ihrer Ratlosigkeit hätten die Römer das Orakel befragt, das ihnen verkündete, der Zorn der Götter könne nur durch den Tod eines sich heldenmütig opfernden jungen Römers besänftigt werden. Darauf sei Mettius Curtius, ein hochherziger Jüngling, auf schönengeschmücktem Ross mit einem kostbaren Schatze in den Schlund hinabgesprungen, worauf sich dieser sogleich geschlossen habe.

Was war dieser Schlund auf dem Forum, im Vergleich zu dem Abgrund, der am Schlusse des 5. Jahrhunderts sich in dem einst gerade durch seine Geschlossenheit so imposanten römischen Weltreich aufgetan hatte?.... Nicht ein physisches, nein, ein politisches, moralisches und religiöses Beben war durch den aus Geist, Blut und Eisen zusammengekitteten Koloss gegangen, hatte die römische Staatsordnung, das Werk tausendjähriger Arbeit, zertrümmert, Throne gestürzt, eine in Genussucht und Ausschweifung sich verzehrende Gesellschaft bis auf das Mark der Knochen ausgemergelt.

<sup>1</sup> «Geschichte Roms», 7, 6.

Vom siechen römischen Staatskörper fielen wie von einem pestkranken Leibe Stück für Stück ab; Spanien und Aquitanien eroberte sich der westgotische König Alarich; in Gallien trat der Frankenkönig Childerich das römische Erbe an; und seinem Nachfolger Chlodwig musste der letzte Rest römischer Besitzungen abgetreten werden. In Italien selbst hatte der Herulerfürst Odoaker die Königsmacht an sich gerissen. Endlich stürmten von Norden und Osten gleich Heuschreckenschwärmen die Barbaren daher. Die Hunnen, Vandalen, Gothen, Sueven, Alanen, Langobarden, Alemannen und Franken streckten die entnervten römischen Legionen mit unheimlicher Stosskraft in den Staub und brachen über ihre Leichen gleich einer reissenden Lawine ins Römerreich ein, überall den Greuel der Verwüstung zurücklassend. Die alte Welt stand an den ausgelöschten Herdfeuern der Zivilisation und Kultur. Alles schien in ein furchtbares Chaos zurücksinken zu wollen.

Selbst die Trägerin ewiger und unvergänglicher Ideen, die junge Kirche, das Gottesreich auf Erden, litt in dieser kritischen Zeit an schweren innern Zuckungen. Der Arianismus hatte sich in öftern, blutigen Verfolgungen gegen die Rechtgläubigen ausgewirkt; der Monophysitismus bedrohte vom Orient aus das Abendland, und vom Westen her hatten es der Pelagianismus und andere neuauftauchende Irrlehren auf eine Umwälzung der religiösen Ordnung abgesehen. Zerfall, Zerklüftung wo man hinschaute. Autorität, Gesetz, staatliche Ordnung, Wissenschaft, Kunst, alle antiken Werte, ja selbst die unverlierbaren der Kirche schienen der klaffende Abgrund verschlingen zu wollen.

Wer hätte da noch hoffen dürfen, diese Riesenkluft ausfüllen zu können? Nachdem die Menschen verzweifelten, griff, nicht wie beim Schlund auf dem Forum, das Orakel, sondern der Herr selbst ein, und bewies die Wahrheit des Schriftwortes: «Gott schuf die Völker des Erdkreises heilbar». (Weish. 1, 14.) «Er macht die Völker gross und stürzt sie und erhebt sie nach der Vernichtung wieder in den frühern Stand.» (Job. 12, 23.) Wie einst auf dem Kapitol der edle Jüngling Mettius Curtius sich mit einem kostbaren materiellen Schatze in den klaffenden Schlund gestürzt hatte, so ward jetzt von der göttlichen Vorsehung ein anderer römischer Jüngling, Benediktus von Nursia, aus dem vornehmen Geschlechte der Anicier mit einem noch kostbareren Schatze, der hl. Regel, in den verhängnisvollen Riss, in den gähnenden Abgrund hineingestellt; und dieser schloss sich nicht über ihm, nein, er überbrückte ihn im Verein mit den aus seiner Schule hervorgegangenen geistigen Pionieren und führte so in jahrhundertlanger, unermüdlicher Arbeit eine Wiedergeburt des Abendlandes herbei.

Freilich hätte Gott zu diesem Werke der Neuerstehung der Menschheit des Mönchtums nicht bedurft. Die grosse Institution der Kirche würde

auch auf andern Wegen ihr Ziel erreicht haben. Aber wie das physische Weltall in seinem Bestehen sich an gewisse Kraftzentren und Gesetze der Wirksamkeit gebunden sieht, so ist auch jene grosse Organisation, die sich Kirche nennt, vielfach abhängig von bestimmten Personen und Institutionen, Orten und Geschehnissen. St. Benediktus war nun einmal das Werkzeug, dessen Gott sich in seiner Kirche bediente, um das Alte und Neue miteinander zu verbinden. Uebrigens herrscht zwischen dem Geist der Kirche und dem des Benediktinerordens kein zu grosser Unterschied. Während fast alle andern religiösen Genossenschaften, die nach St. Benedikt ins Leben getreten sind, aus ganz bestimmten Zeitverhältnissen heraus geboren wurden, eine besondere grosse Aufgabe zu lösen hatten und eine ihrem Daseinszwecke entsprechende Regel erhielten, ist die Benediktinerregel nicht so sehr aus der persönlichen Ideenrichtung ihres Gesetzgebers, als vielmehr aus den Fundamentalsätzen des Evangeliums und der Kirchenväter hervorgegangen; sie trägt universellen Charakter, atmet ganz den Geist des Urchristentums, ist gleichsam die Magna Carta des durch den Gottmenschen Jesus Christus uns vorgelebten Lebens, das der Mönch in möglichst engem Anschlusse an ihn nachleben soll.

Die dem hl. Benedikt von der Vorsehung übertragene grosse Mission setzte nun auch bei ihm eine entsprechende seelische Disposition voraus. Benediktus war seiner hehren Aufgabe nur deshalb gewachsen, weil er sich durch Weltflucht als einsamer Gottsucher in den Sabinerbergen zu einem dem damaligen Weltgeist schnurstracks zuwiderlaufenden Gottesgeist durchgerungen hatte, weil er, angeekelt von der herrschenden Sittenlosigkeit der römischen Jugend und der entarteten Hauptstadt, wo er nach dem Willen seiner Eltern studierte, den Adel der Geburt, den Glanz und Reichtum eines vornehmen Hauses darangegeben hatte, um einzig im Dienste des höchsten Herrn seine Seele zu retten. Während die vornehmen römischen Jünglinge seiner Zeit in vollen Zügen aus dem Taumelkelche tranken, den ihnen die «grosse Buhlerin» (Off. 17, 5) kredenzte, und vom Strudel der Zeit fortgerissen spurlos verschwanden, reifte Benediktus in Subiako unter strengem Fasten, heissem Beten und standhaftem Ringen zum Sieger über die Welt und das eigene Fleisch, zum Saekularmenschen heran, der der sinkenden und ertrinkenden Welt den Weg aus dem Chaos und der Verzweiflung zur Ordnung, zu tatkräftiger Arbeit, aus Barbarei und Unkultur zur lichten Höhe der Wissenschaft und Kultur wies.

Der Missionseifer des hl. Benedikt ist wahrscheinlich schon in der Zeit seines Aufenthaltes zu Subiako hervorgetreten, wo er die umwohnende Menge durch seine beständige Predigt zum Glauben berief. Auf dem Gipfel des Berges Cassino zerstörte er ein Bollwerk des Heidentums, den Apollotempel, und errichtete an dessen Stelle dem hl. Martinus ein Heilig-

tum. «Sein Leben», sagt Montalembert, «glich vielmehr dem eines Missionärs und Apostels als jenem eines Einsiedlers, wobei er aber nichtsdestoweniger stets der wachsame Obere einer Ordensgemeinde war, die täglich zahlreicher und blühender wurde.»<sup>1a</sup>

Noch zu Lebzeiten des hl. Benedikt fand seine Regel in den Italien benachbarten Ländern Sizilien und Frankreich Verbreitung. Fünfzig Jahre später wanderten unter Gregor dem Grossen die Benediktinermönche nach England, um von dort her auch Deutschland christliche Kultur und Wissenschaft zu bringen. Es würde uns zu weit führen, den Apostelpfaden zu folgen und das grosse Missionswerk im einzelnen zu verfolgen. Geben wir Montalembert das Wort: «Bei Lebzeiten des hl. Benedikt und nach seinem Tode ziehen die Söhne der edelsten Geschlechter Italiens und die Blüte der bekehrten Germanen in Menge nach Monte Cassino. Sie gehen hervor aus dem Kloster, steigen herab vom Berge und verbreiten sich über das ganze Abendland: Missionäre und Ackerleute, welche bald die Kirchenväter und die Bischöfe, die Künstler und die Lehrer, die Geschichtschreiber und die Dichter der neuen Gesellschaft werden. Sie ziehen aus, um den Frieden und den christlichen Glauben, das Licht und das Leben, die Freiheit und die Bruderliebe, die Wissenschaft und die Kunst, das Wort Gottes und den Geist des Menschen, die heiligen Schriften und die klassischen Meisterwerke der Alten in die verzweifelnden Provinzen des zerstörten Reiches und bis tief hinein in jene wilden Regionen zu bringen, aus denen die Zerstörung hervorgegangen war. In weniger als einem Jahrhundert nach dem Tode Benedikts ist alles, was das Barbarentum an Bildung zerstört hatte, wieder erobert, und zudem stehen seine Söhne bereit, das Evangelium jenseits der Grenzen zu tragen, welche die ersten Jünger Christi nicht hatten überschreiten können. Nach Italien, Gallien, Spanien werden alsdann nacheinander Grossbritannien, Deutschland, Skandinavien in Angriff genommen, erobert und der Christenheit einverleibt. Das Abendland ist gerettet, der Grund zu einem neuen Reiche ist gelegt, eine neue Zeit beginnt.... Jetzt kommt, ihr Barbaren, die Kirche hat euch nicht mehr zu fürchten.... die Männer sind da, die eure Meister werden.... Sie werden die neuen Völker beherrschen, indem sie ihnen das Ideal der Heiligkeit, der Grösse und der sittlichen Kraft vorhalten. Sie machen sie zu Werkzeugen des Guten und Wahren. Sie tragen mit Hilfe dieser Besieger Roms das Reich und die Gesetze eines neuen Rom weit hinaus über Grenzen, wie solche niemals der Senat zu umschreiben oder die Kaiser sie zu träumen sich getraut. Sie siegen und segnen dort, wohin die römischen Adler nie gedungen waren. Sie werden die Nährvölker aller neuen Völ-

<sup>1a</sup> «Die Mönche des Abendlandes», übersetzt von P. Karl Brandes. 1860. II. Bd. S. 25.

ker. Man sieht sie neben dem Throne Karls des Grossen, Alfreds des Grossen, Ottos des Grossen und mit ihnen im Bunde das christliche Königtum und die neue gesellschaftliche Ordnung begründen. Sie besteigen mit dem hl. Gregor VII. den apostolischen Stuhl, und von hier aus leiten sie durch Jahrhunderte von Kampf und Tugend die Geschicke des katholischen Europa und der Kirche, welcher gläubige, männlich starke und freie Völker glorreich dienen.»<sup>2</sup>

So kam es, dass nach sechs oder sieben Jahrhunderten Europa ein völlig verändertes Bild darbot. Im Schatten jenes weltüberspannenden Baumes auf Monte Cassino hatten Romanen und Germanen, Kelten und Slaven Ruhe und Erquickung gefunden. Neben Italien, Gallien und Spanien waren auch Germanien und Britannien zu reichen Kulturländern geworden. Durch Urbarmachung der Wildnis und Bebauung des Bodens waren aus Wüsteneien und öden Jagdgründen blühende Städte mit wogenden Getreidefeldern und rebenreichen Hügeln geworden. Stolze Ritterburgen grüssten von den Höhen, und christliche Recken massen ihre Kraft in ritterlichem Turnier. Handel und Gewerbe standen in voller Blüte und grosse Kaufmannsschiffe trugen die Erzeugnisse der Arbeit in entfernte Länder und tauschten sie ein gegen fremden Reichtum. Als Wahrzeichen einer neuen glücklichen Zeit ragten Riesendome majestätisch zum Himmel empor, an denen ein für Gott und seine Kirche begeistertes Geschlecht oft Jahrhunderte hindurch gebaut hatte. Der Geist entfaltete eine wunderbare Regsamkeit, Kraft und Schärfe des Gedankens, und in edlem Wettstreit massen sich die Künste. An Stelle der Völkerwanderung und Völkerverheerung war eine Völkerstabilisierung und eine Völkerachtung, ja eine Völkerfamilie getreten, mit festumrissener staatlicher Ordnung, gehegt und geschützt durch ein machtvolles christliches Kaisertum; und diesen ganzen, grossen neuuropäischen Völkerbau überragte als krönender Abschluss das Kreuz.

Durch welche *Mittel*, muss man weiter fragen, wurde dem Mönchtum die Erneuerung des Abendlandes, die Gesittung der Welt möglich; was hat dem Orden des hl. Benediktus die Fähigkeit gegeben, durch sechs Jahrhunderte hindurch, wie Kardinal Newmann sagt, der Erzieher Europas zu sein? Das benediktinische Erziehungswerk ruhte auf zwei Grundpfeilern, dem *Ora* und *Labora*, dem *Gebet* und der *Arbeit*. Diese zwei menschen- und völkerbeglückenden Prinzipien hat der grosse Nursiner zur Basis des Lebens zuerst im Kloster und dann auch in der Welt draussen gemacht. Der belebende Quell des Gebetes ist die Furcht Gottes. *Initium sapientiae timor Domini.* (Ps. 110, 10.) Wie oft mag St. Benedikt über dieses Wort der Schrift nachgedacht haben! Die Furcht Gottes bildet die Grundlage seiner

<sup>2</sup> A. a. O., II. Bd., S. 71 ff.

Regel. Gleich einem kraftvollen Leitmotiv, an das sich alle übrigen Akzente und Akkorde des religiösen und asketischen Lebens anlehnen und auf das sie alle abgestimmt sind, tönt es im Prologus der hl. Regel an das Ohr der Jünger: «Venite filii, audite me, timorem Domini docebo vos». Dieser Timor domini hatte Benediktus in die Einöde geführt, hatte ihn ohne Unterlass zum Gebete und zur Betrachtung gedrängt. «Das Gebet war Benediktus Lebensader,» sagt sein feinsinniger Lebensbeschreiber. «Jede freie Stunde des tätigen Abtes war dem Gebete geweiht. In der Stille der Nacht ging seine Andacht mehr als einmal in wunderbare Lichtvision über. Seine Jünger und Freunde waren daran gewöhnt, ihn beim Gebete in Tränen zu sehen.»<sup>3</sup> Aus der Oratio und Contemplatio ging auch jene wunderbare Concentratio hervor, die ihn befähigte, in Gott alles in einem Blicke zu schauen. «Omnis mundus velut sub uno solis radio collectus ante oculos eius adductus est. . . .» Auf dieser Furcht Gottes beruht auch das ganze benediktinische Leben. Die Gottesfurcht zwingt den Mönch auf die Knie, regelt seinen Chordienst, macht ihn zum Beter und Büsser, prägt ihm die Mahnung des Meisters: «Operi Dei nihil praeponatur» tief in die Seele und lässt ihn die Gesamtaufgabe seines Lebens in die Worte zusammenfassen: «Ut in omnibus glorificetur Deus!» Der rubrizistischen Ordnung dieser ersten und vorzüglichsten Mönchsaufgabe, des Gebetes, ist denn auch das 8.—18. Kapitel der hl. Regel gewidmet, und daran schliessen sich noch 2 Kapitel, in denen der Meister zeigt, wie man dem Opus Dei Geist und Seele einzuhauchen vermag. Vom privaten Gebet, das neben dem Chor- gebet gepflegt werden soll, verlangt der Ordensvater, dass es verrichtet werde: non in multiloquio, non in clamosa voce, aber in puritate cordis, in intentione cordis (mit Begeisterung), in lacrimis, in conpunctione lacrimarum (unter Tränen der Zerknirschung), die Oratio soll sein: pura, brevis sed frequens.

Mit diesem Gedanken der Furcht Gottes bewegt sich St. Benedikt ganz in der Richtung des von Gott selbst den Völkern vorgezeichneten Heilsweges, indem das ganze Alte Testament von dem timor Dei beherrscht und getragen war, und auch im Evangelium, der Frohbotschaft, der Weg zur Liebe Gottes von der Furcht Gottes aus ihren Anfang nimmt. Auf keinem anderen Wege als dem des Evangeliums «per ducatum Evangelii» wollte St. Benedikt seine Jünger für das Gottesreich erziehen. Dieser timor Domini, der dem benediktinischen Leben Kraft und Stetigkeit in der Verfolgung seines letzten Zieles gab und ausmündete in zarte Gottesliebe, diese Furcht Gottes war auch das Fundament, worauf die Jünger des hl. Benedikt in ihrer Eigenschaft als Apostel, als Missionäre den neuen Völkerbau stellten, und zugleich das Ferment, mit dem sie ihn durchdrangen.

<sup>3</sup> Ildefons Herwegen: «Der hl. Benedikt», S. 149.

Wie die Gottesfurcht und Gottesliebe den Kitt bildete, der die Glieder der klösterlichen Gemeinde zur Vollkommenheit führte und zugleich zur Familie verband, so schlangen die Mönche auch dieses starke Band der Einheit um alle, die sich ihrer Leitung unterzogen, und machten sie zu einer Gottesfamilie, mit jener inneren Festigkeit und Geschlossenheit, jenem patriarchalischen Wesen, jenem freudigen Gemeinsinn, wie er der mittelalterlichen Gesellschaft eigen war. In dem Maße als später die Gottesfurcht schwand, ging auch dieser familiäre Charakter den Völkern wieder verloren.

Der zweite Grundpfeiler, auf dem das benediktinische Missionswerk ruhte, war die *Arbeit*. Benediktus hat viel gebetet, verwendete aber auch eine beträchtliche Zeit auf die Arbeit. Sie war zu seiner Zeit doppelter Natur: Handarbeit und Geistesarbeit oder Studium. Handarbeit und Studium der Wissenschaft gingen im Orient bei Geistlichen nebeneinander her, und geistig hochgebildete Männer schämten sich nicht, alle ländlichen Arbeiten zu verrichten. «Wer gibt uns», schreibt Gregor von Nazianz an seinen Freund Basilius, «jene Tage wieder zurück, wo wir vom Morgen bis zum Abend beisammen arbeiteten, wo wir Holz spalteten, Steine behauten, wo wir unsere Bäume pflanzten und begossen, wo wir zusammen den schweren Karren zogen, wovon uns noch so lange nachher die Schwielen an den Händen geblieben waren?» Die gleiche Sitte zeigte sich auch in der abendländischen Kirche. Ein hl. Hilarius von Arles z. B. erübrigte von dem Ertrage seiner Arbeit noch soviel, dass er Arme damit unterstützen konnte.

Dem Altertume war die sittlich religiöse Bedeutung, die befruchtende Macht der Arbeit fremd. Nach seiner Auffassung vertrat sie sich nicht mit der Menschenwürde und wurde daher den Sklaven zugewiesen. Selbst einer der edelsten unter den Heiden, Cicero, spricht sich oft mit bitterer Geringschätzung gegen die Handarbeit aus: «Unehrenhaft und schmutzig ist jeglicher Erwerb aller Lohnarbeiter und nur ihre Dienste, nicht Kunstleistungen werden von ihnen gekauft... Sämtliche Handwerker treiben ein unsauberes Gewerbe; irgend etwas Edles kann aus der Werkstatt überhaupt nicht hervorgehen.»<sup>4</sup> Gegen diese Auffassung nahm das Christentum Stellung und trat der müssiggängerischen, genussüchtigen Gesellschaft mit der Forderung entgegen, dass das Gebot der Arbeit jeden Menschen verpflichte und dass auch der arbeitende Sklave mit Achtung behandelt werden müsse. Diese Lehre hatte «des Zimmermanns Sohn» von der kleinen Werkstatt zu Nazareth aus der Welt gegeben. Die Apostel traten in seine Fußstapfen... sie waren meist arme Fischer, Paulus ein Zeltweber. Wie hätte Benediktus einen andern Weg

<sup>4</sup> Vgl. De off. 1,42 und 3,23; Tusc. 5,36. In Verr. 2,3.

einschlagen können, er, der gelehrige Schüler des göttlichen Meisters! Daher fand denn auch im Gegensatz zu der vom Weltgeist beherrschten grossen Gesellschaft Roms, die Arbeit in den Klöstern eine Heimstätte, wurde als sittlicher Beruf, als Mittel zur Busse und Sühne geübt, nicht gezwungen, sondern frei, nicht des Gewinnes willen, sondern aus Liebe zu Gott und im Dienste des Nächsten. Alle klösterlichen Gesetzgeber verpflichteten ihre Schüler zur Handarbeit, sie galt als das unentbehrliche Mittel, um im geistlichen Leben Fortschritte zu machen. Deshalb schärfte sie auch der hl. Benedikt mit dem grössten Nachdrucke ein. Sieben Stunden des Tages sollten die Mönche der Arbeit obliegen, nicht bloss den Boden bebauen, sondern auch alle Handwerke ausüben, um unabhängig von der Aussenwelt allen Bedürfnissen des Klosters genügen zu können.

Hatte nun auch die Handarbeit im Sinne des grossen Ordensstifters vorerst eine sittliche, sühnende Kraft, so wurde sie im Laufe der Zeit von geradezu unberechenbarer sozialer Bedeutung. Auf den Leistungen katholischer Orden, zumal des Benediktinerordens, kann man sagen, ist die ganze moderne westeuropäische Kultur aufgebaut. Die Mönche drangen in die Urwälder ein, trockneten Sümpfe aus, legten Strassen an, gewannen Ackerland und Plätze für neue Ansiedelungen und verwandelten Wüsteneien geradezu in ein Paradies. Nur eine so grossartig organisierte Arbeiterschaft, wie sie im Mönchtum zu Tage trat, konnte mit Aussicht und Erfolg die Kultivierung ganzer Länderstrecken wagen. «Die Benediktinermönche waren die Landwirte Europas; sie haben es gleich gründlich gesäubert, da sie Ackerbau mit dem Predigen verbanden,» sagt der Protestant Guizot. «Aller gebildeter Ackerbau des Mittelalters ist vorzugsweise von den Kirchen und Klöstern ausgegangen; wie sie Pflanzschulen geistiger Bekehrung waren, so auch wirtschaftlicher Kultur.» (Roscher.) Ein romantisches Bild geben besonders die Gründungen der verschiedenen Klöster, mit all ihren Zwischenfällen, Abenteuern, mit den Schilderungen von mönchischen Ansiedlern, die Jäger, Ingenieure und Glaubensprediger zugleich waren. St. Gallen z. B. wurde in einem finstern Walde angelegt, der ob seinen wilden Tieren gefürchtet war. Für die Gründung Fuldas wählte St. Bonifazius «locum silvaticum in eremo vastissimae solitudinis», und Clairveaux lag im Herzen des Urwaldes, wo Räuber hausten... Mitten in der schweigenden Einsamkeit entstand nach und nach ein Haus, eine Abtei, ein Dorf, eine Gemeinde mit bestimmten Vorrechten, eine Stadt, mit lebhaftem Handel und Verkehr. «Die christlichen Glaubensboten», sagt Roscher, «Severin und Valentin, Friedolin, Columban und Gallus, Trutpert, Pirminius, Emmeran, Corbinian, Wilfried, Egbert, Willibrord und vor allem der grosse hl. Winfried, genannt Bonifacius... alle haben sich dadurch ein unsterbliches Verdienst erworben, dass sie mit der Predigt des Evangeliums den Feldbau

verbunden und durch ihr lockendes Vorbild den Segen desselben auch unter die wilden Horden des alten Germanien trugen. Jedes Kloster, jedes Stift, jedes Bistum, das diese Männer gründeten, erfüllte den Beruf eines wirtschaftlichen Mittelpunktes in dem weithin mit Wald bedeckten Lande. Der Deutsche sah die Früchte des Fleisses und entschloss sich allmählich, seine Trägheit zu überwinden.»

Neben der Handarbeit wollte sodann St. Benedikt auch die *Geistesarbeit* gepflegt wissen. Studium und Wissenschaft waren wohl stets in seinem Orden heimisch, wenn auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Grade. Gewisse Historiker sind allerdings der Ansicht gewesen, St. Benedikt habe keine Wissenschaft und höhere Bildung gepflegt und in seinem Leben betätigt. So sagt z. B. Dr. Fr. Ant. Specht: «Wie das älteste Christentum überhaupt über der neu aufstrahlenden Sonne des Uebernatürlichen fast jeden Geschmack an der mit dem heidnischen Sauerteige versetzten griechischen Bildung verlor und erst mit zunehmender Verchristlichung der Gesellschaft sich mehr und mehr derselben bedienen lernte, bis endlich gerade die Kirche es war, welche wie ein Christophorus die gesamte römisch-hellenische Bildung durch die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung rettete: ähnlich musste auch das aus der völligen Weltflucht und Weltverachtung des Einsiedlergedankens hervorgegangene Mönchtum in wissenschaftlichen Bestrebungen einen Abfall von seinem ursprünglichen Lebensideale, dem gänzlichen Absterben für alles Diesseitige erblicken, bis es (vor allem Cassiodor) gelang, einen Umschwung der Ideen anzubahnen und gerade das Mönchtum zum Träger der Bildung und zum Erzieher der germanischen Völker zu machen.»<sup>4a</sup>

Zu einer solchen Auffassung mochte besonders der erste Biograph des hl. Ordensvaters, Papst Gregor der Grosse, Anlass gegeben haben, der nur Benedikts Tugenden und Wunder hervorhebt, von seiner wissenschaftlichen Bildung oder Betätigung aber schweigt. Die Worte des genannten Papstes: «Recessit igitur scienter nescius et sapienter indoctus»<sup>5</sup> schienen den Beweis für den Mangel einer höhern Bildung bei St. Benediktus zu enthalten. Mit Recht aber ist man dieser Anschauung entgegengetreten. So z. B. P. Edmund Schmid von Metten, der in einer gediegenen Studie «Ueber die wissenschaftliche Bildung des hl. Benedikt»<sup>6</sup> zuerst daran erinnert, wie es bereits dem grossen Kardinal Baronius als unwahrscheinlich vorgekommen sei, dass Benediktus als Knabe und nicht als Jüngling die Welt verlassen habe, und dann überzeugend nachweist, wie das Wort «puer»

<sup>4a</sup> Gesch. des Unterrichtswesens in Deutschland. Angeführt bei E. Schmidt, «Studien und Mitteilungen», IX. Jahrg., S. 65. Vgl. Anmkg. 6.

<sup>5</sup> II lib. Dial.

<sup>6</sup> Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterziensorden. IX. Jahrgang. 1888. S. 57—73; 234—251; 361—382; 553—573.

nicht bloss einen Knaben, sondern ebensooft einen Jüngling bis zum 17. und 18. Lebensjahre und darüber hinaus bezeichne. Nach seinen weiteren trefflichen Ausführungen würde die Flucht des Heiligen von Rom und der Abbruch seiner Studien daselbst nicht, wie man vielfach annahm, in sein 14. Lebensjahr gefallen sein, sondern eher in sein 18., wo er, zuerst in Nursia und dann in Rom, sich die für die Ergreifung eines höhern Berufes notwendige allgemeine und besonders die formale Bildung vollständig angeeignet hatte. . . . Dass Benediktus in Glaubenssachen wohl bewandert war, sagt P. Schmid, zeigt z. B. das 9. Kapitel der Regel, wo er hinsichtlich der Lesung im Chore befiehlt: «Legantur . . . et expositiones earum (sc. Scripturarum) quae a nominatis et orthodoxis catholicis patribus factae sunt», woraus hervorgeht, dass er sehr wohl unter den Schriften, die zu seiner Zeit oft von pelagianischen, semipelagianischen und arianischen Anschauungen durchsetzt waren, zu unterscheiden wusste. Auch bei Benutzung der Schriften anderer Autoren für seine Regel verfuhr er durchaus kritisch. Sodann hätte der grosse Ordensstifter im 48. Kapitel seiner Regel kaum eine für alle geltende Anordnung über die Lektüre geben können, für die täglich wenigstens zwei Stunden angesetzt waren, wäre er selbst nicht ein belesener und gebildeter Mann gewesen. Ein weiterer Beweis für seine wissenschaftliche Kenntnis und Bildung, besonders für seine staunenswerte Belesenheit in der Hl. Schrift, bieten die Zitate, Anwendungen und Verknüpfungen der Schrift mit seiner Regel, sowie die teils wörtlichen Ausführungen und deutlichen Spuren aus den Werken der hl. Basilius und Ambrosius, Cassians, des hl. Hieronymus, Augustinus, Leo des Grossen, Rufins, der Acta Martyrum.<sup>7</sup> Eine Anerkennung der hohen geistigen Bildung unseres Heiligen können wir zweifellos auch darin erblicken, dass sich hochgestellte und gelehrte Männer in nicht geringer Zahl ihm als Jünger anschlossen und ihn als Vater und Lehrer verehrten . . . Der vollgültigste Beweis für die Bildung des grossen Gesetzgebers aber ist wohl seine Regel selbst, mag man ihren Inhalt, ihre Anlage oder ihre Form ins Auge fassen . . . Sie ist inhaltlich vollständig, wie aus einem Guss, bildet ein organisches Ganzes. Es findet sich ferner in ihr eine wunderbare Discretion und kluge Rücksichtnahme auf alle wirklichen Bedürfnisse des Menschen, vereinigt mit unbeugsamer Festigkeit in allen wesentlichen Stücken. Die ganze Regel und alle ihre Teile sind in vollkommen logischer Ordnung verfasst, es liegt ihnen ein wohlüberlegter und wissenschaftlich gerechtfertigter Plan zu Grunde. Endlich zeichnet sie sich aus durch die Präzision des Ausdruckes, durch gedrängten Stil. Das alles spricht dafür, dass der Verfasser der hl. Regel nicht bloss eine hohe natürliche Begabung,

---

<sup>7</sup> Vgl. auch Guthbert Butler O. S. B., *Le Monachisme Bénédictin* traduit par Charles Grolleau 1924, S. 346 f.

sondern dass er sein Talent auch in hohem Masse ausgebildet und geübt hat. «Die Benediktinerregel ist nicht bloss das Werk eines Meisters, sondern ein Meisterwerk.» «Einzig vom philosophischen Gesichtspunkte aus betrachtet,» schrieb der tüchtige Historiker Viollet-le-Duc, «ist die Regel des hl. Benedikt vielleicht die grösste geschichtliche Tat des Mittelalters.»<sup>8</sup>

Nach all dem ist es wohl unstatthaft, in den wissenschaftlichen Bestrebungen des Mönchtums einen Abfall von seinem ursprünglichen Lebensideale zu sehen. Immerhin mochte für einen Grossteil der Jünger des hl. Benedikt nicht die Wissenschaft, sondern die Askese, die Weltflucht und Weltverachtung, kurz der Einsiedlergedanke bei weitem vorgewogen haben, wenn man an die grosse Zahl der Mönche denkt. Schon vor dem hl. Benedikt konnte man in Aegypten geradezu von einer Ueberflutung der Mönche sprechen. So hinterliess z. B. der hl. Antonius dem hl. Pachomius 50,000 Mönche zur Leitung. Posthumus von Memphis stand an der Spitze von 5000, Ammon von 3000. Hilarion hatte deren in Syrien 2—3000. 2000 Jünger gaben dem hl. Martin von Gallien das Grabgeleit. In späterer Zeit lebten im englischen Kloster Bangor 2000 Religiösen, und Banchor besass deren noch mehr. Dass nun für die Grosszahl dieser Mönche Gebet, Betrachtung, Handarbeit, kurz die Uebungen christlicher Vollkommenheit die Hauptbeschäftigung blieb und nur ein verhältnismässig kleiner Teil sich mit dem Studium und der Wissenschaft beschäftigte, ist klar. Das Mönchtum bildete ja eine Welt für sich. Nur wer Anlage, Befähigung und einen Drang nach höherer Bildung besass, erblickte in ihr auch einen wesentlichen Teil seiner Lebensaufgabe und widmete ihm eine entsprechend längere Zeit. Dass aber der Mönchsstand vor und nach dem hl. Benediktus das profane Schrifttum nicht ausschloss, beweist der Umstand, dass es in den frühesten Zeiten Männer gegeben, die eine umfangreiche Gelehrsamkeit mit dem Berufe eines Mönches verbanden. Wie sehr übrigens dem hl. Benedikt an einer wenigstens relativen Bildung auch des letzten seiner Söhne gelegen war, ergibt sich aus der Vorschrift, dass jeder Mönch wenigstens zwei Stunden täglich sich geistig zu beschäftigen habe. Diese durch lange Jahre fortgesetzte Lektüre, die allerdings immer religiöser, aber nicht ausschliesslich asketischer Natur sein musste, förderte sicher nebst der moralischen auch die intellektuelle Bildung. Freilich machte diese den Mönch noch nicht zum Gelehrten, dies blieb immer nur Sache eines verhältnismässig kleinen Bruchteils.

Aber selbst bei der Annahme, dass die eigentliche ursprüngliche Tradition im Benediktinerorden sich ablehnend gegen die gelehrten Studien verhalten hätte, muss man beachten, wie den klösterlichen Genossenschaften,

<sup>8</sup> Dictionnaire de l'Architecture I 242, angeführt bei Butler: Le Monachisme Bénédictin, Préface.

bei dem grossen Anpassungs- und Einverleibungsvermögen der Benediktinerregel, die Uebernahme der Pflichten, die Kirche und Welt von ihnen verlangten, ohne eine zu grosse Abweichung von der ursprünglichen Disziplin möglich war. «Als an die Klöster der Beruf herantrat,» sagt Professor Dr. Schnürer, «nach dem Zerfall des Römerreiches die Pflanzschulen einer neuen christlichen Kultur zu werden, in denen nach idealer Vollkommenheit strebende Christen sich sammelten, da kam eine Reihe von Vorzügen zusammen, um den Benediktinerklöstern vornehmlich diese Aufgabe zuzuweisen, in deren Erfüllung sie wesentlich dazu beitrugen, die neuen Völker des Abendlandes zu einer neuen Kulturgemeinschaft zu vereinen.... Sie waren nicht die ersten Klöster des Abendlandes, und noch nach ihrem Entstehen wirkten auch andere Klöster neben ihnen verdienstlich. Diese traten aber dann alle vor dem Benediktinerorden zurück, dessen Regel vom achten bis zwölften Jahrhundert schliesslich die allein massgebende Norm für klösterliches Leben im Abendlande wurde. Die Vorzüge, welche den Benediktinern diese Ueberlegenheit verschafften, liegen nicht in einer grösseren Energie, mit der die Benediktiner die Verwirklichung des christlichen Ideals erstrebten. Sie werden aber darin zu suchen sein, dass sie für die kommende Zeit einen besonders hohen relativen Wert hatten, dass sie in besonderer Weise dem Zustand der abendländischen Gesellschaft in jener Zeit entsprachen, dass sie den Bedürfnissen, Schwächen und Kräften jener Gesellschaft sich besonders anpassen.»<sup>9</sup>

Noch zu Lebzeiten des hl. Benedikt verstand es sein grosser Zeitgenosse *Cassiodor*, der frühere Ratgeber des Gothenreiches, der Minister und Freund von mehreren Königen, in dem von ihm gestifteten Kloster, dem er als Abt vorstand, das Studium der Wissenschaften und der Literatur mit den Anforderungen der Askese zu verbinden. Man hat ihn mit Recht den Wiederhersteller der Wissenschaften im 6. Jahrhundert genannt. Er gestaltete sein Kloster zu einer christlichen Akademie und hat das unsterbliche Verdienst, die geistlichen und zugleich die weltlichen Studien organisiert zu haben. Durch Cassiodor wurden die Bildungswerte des klassischen Altertums in das Mittelalter hinübergerettet, indem er die Mönche in seinem Kloster Vivarium mit allem Nachdruck zu wissenschaftlichen Arbeiten, zum Abschreiben und Uebersetzen der Bücher anhielt. Seine persönliche Gelehrsamkeit, sein Fleiss, seine Hochschätzung für die antike Literatur, seine eigene schriftstellerische Tätigkeit machten das Kloster Vivarium zu einer Musterschule und Heimstätte monastisch geistigen Schaffens, zum vorzüglichsten Herde der literarischen Bildung seiner Zeit.

Wie dem Mönchtum das geistige Schaffen gewissermassen im Blute lag, zeigen besonders die irischen Klöster, die auf ihrem von den Völker-

<sup>9</sup> «Kirche und Kultur im Mittelalter», 1924, I. Bd., S. 130 f.

wanderung unberührten Eilande den literarischen Traditionen treu blieben und in ihren zahlreichen Klöstern nach antiken Mustern lateinische Verse abfassten, astronomische Fragen behandelten, chronologische Betrachtungen anstellten und sich im Laufe der Zeit neben der intensiven Pflege des Lateinischen so sehr in das Studium der griechischen Sprache vertieften, dass darin einige Gelehrte im 9. Jahrhundert eine grosse Geläufigkeit erreichten. Nebstdem befassten sich die Mönche hier mehr als auf dem Festlande mit der einheimischen Sprache und schrieben darin ihre Gebete, religiösen Dichtungen, Predigten, liturgischen und theologischen Abhandlungen nieder. Ihr Verdienst ist es ferner, einem innern Wandertriebe folgend, zuerst die nationalen Schranken überschritten und für die Grundlegung einer christlichen Kultur im Abendlande tätig gewesen zu sein. Sie zeichneten sich durch ihre Geistesunabhängigkeit, Wissbegierde und Regsamkeit der Gedanken aus . . . . . Bei vielen lag die Hauptstärke in den Uebungen der Vernunft oder der Philosophie, weshalb ein alter Schriftsteller der irischen Schotten sie geradezu *sophia clari*<sup>10</sup> nennt. Unter den irischen Mönchen ragt besonders der hl. Kolumban hervor, zu dem die urwüchsigen Germanenstämme wie zu einem Propheten emporschauten. Sein Gefährte war der hl. Gallus, der Begründer der berühmten Abtei St. Gallen, des Zentralherdes der Wissenschaft und Kunst im 9. und 10. Jahrhundert.

Den Iren zunächst wohnten die Angelsachsen, zu deren Christianisierung Papst Gregor I. im Jahre 596 den hl. Augustinus mit 40 Benediktinermönchen ausgesandt hatte. 669 kam im Auftrage des Papstes Vitalian nach Northumbrien der 70jährige Mönch Theodor, ein in Athen gebildeter Mann, der ein aussergewöhnliches Mass von Kenntnissen besass. Er brachte griechische und lateinische Klassiker mit und errichtete die berühmte Schule in Canterbury, in der Exegese, Chronologie, Metrik, Astronomie, Musik, hauptsächlich aber Lateinisch und Griechisch gelehrt wurden. Viele Mönche beherrschten die klassischen Sprachen derart, dass sie sie wie ihre Muttersprache gebrauchen konnten. Weitere berühmte Schulen entstanden in Malmesbury, in Wessex, wo Theodors Schüler Adelhelm Abt war; ferner in Wearmouth-Jarrow mit den glänzenden Vertretern Benedikt Biscop, Ceolfrid und Beda; in York mit den Leuchten Egbert und Alkuin. In diesen Klöstern herrschte ein blühendes literarisches Leben. Alles, was man an Kunstschätzen und Büchern aus Italien bekommen konnte, wurde in sorgfältig angelegten Bibliotheken aufbewahrt. Die Mönche erachteten es als ihren Beruf, die Tradition der antiken Kultur aufzunehmen und stets zu verstärken.

In den Benediktinerklöstern Exeter und Nutschalling hatte auch der

<sup>10</sup> Vgl. J. H. Kardinal Newman: «Der hl. Benedikt», deutsch von H. Schwarz, S. 173.

grosse Apostel Deutschlands Winfried, der hl. Bonifazius (675—755) seine wissenschaftliche und asketische Ausbildung erhalten und daselbst als gefeierter Lehrer gewirkt. Ihn begleitete die Liebe zu den klassischen Studien auf seinen Wanderungen in die deutschen Urwälder und schuf sich ein Heim in den von ihm und seinen Genossen gegründeten Klöstern.

Eine erste Kulturblüte des Abendlandes führte Karl der Grosse herbei. Da es ihm in Frankreich an den nötigen wissenschaftlich gebildeten Männern fehlte, berief er solche aus dem Ausland. Es waren angelsächsische Mönche, unter denen vor allem der frühere Leiter der Schule von York, Alkuin, als Kulturträger hervorragte. Ihm übertrug Karl die damals berühmtesten Abteien in Troyes und Tours, wo er 804 starb. «Durch Alkuin ist die ganze angelsächsische Klostergelehrsamkeit und Bildung nach Frankreich gebracht worden. Er lebte ganz der Wissenschaft und dem Unterricht.» (Schnürer.) Seine Klosterschule zu Tours war die erste jener glänzenden Musteranstalten und Lehrpflanzstätten, die in jenen Jahrhunderten die Stützpunkte des Studienwesens bildeten. Alkuins Genosse Paschasius Radbertus wurde der Organisator der Schule von Corbie. Einen Knotenpunkt des benediktinischen Schulwesens, das damals für alle andern Schulen vorbildlich war, bildete in der folgenden Generation die Lehranstalt von Fulda, die Alkuins Schüler Rhabanus Maurus (775—856) eingerichtet hatte. Nach ihrem Muster wurden die Schulen der alten Abteien von St. Gallen (unter Wernbert und Hartmut) und Reichenau (unter Walafried Strabo) reformiert und andere neue ins Leben gerufen. Durch seine methodischen und enzyklopädischen Schriften, sowie durch das Anregende seiner Persönlichkeit wirkte Rhabanus Maurus weit über diese Kreise hinaus und wurde mit dem Ehrentitel «Praeceptor Germaniae» bedacht. . . . Eine ähnliche Rolle wie Alkuin unter Karl dem Grossen spielte unter der Herrschaft der Ottonen und der ersten Capetinger Gerbert, der spätere Papst Sylvester II. (gest. 1003). Er gehörte zwar nicht dem Orden an, hatte aber doch seine Ausbildung bei den Benediktinern im Kloster Aurillac erhalten, das durch Odo von Cluny zu hoher Blüte gelangt war. Gerbert schuf zahlreiche und treffliche Schulen, die sich meist zu Lehrerseminarien entwickelten. Mit dem in seiner Schule erwachenden dialektischen Interesse hebt die Scholastik an, womit die eigentliche benediktinische Periode schliesst, aber nicht ohne als erste auf jene neuen Waffen hinzuweisen, die sich Orden verschiedenen Geistes gegen eine neue Art von Gegnern zunutze machten.<sup>11</sup> «Eine ihrer frühesten Pflanzstätten, die berühmteste Schule der Dialektik in der christlichen Welt,» sagt Willmann, war das Benediktinerkloster Bec, in der Normandie, wo Lanfranc Prior und dessen Schüler Anselm von Canterbury (1035—1109) Abt war. Die

<sup>11</sup> Vgl. Newman. A. a. O. S. 181.

Erzabtei von Monte Cassino erhob sich um dieselbe Zeit zu neuer Blüte. Von hier aus nahm damals die Pflege eines Seitenzweiges der Rhetorik, die ars dictandi, ihren Ausgang; hier machte der hl. Thomas von Aquin seine Studien.»<sup>12</sup>

Nach diesem allgemeinen Hinweis auf die Ausbreitung der Schulen und die wissenschaftliche Tätigkeit des Benediktinerordens über das ganze Abendland, sei noch ein besonderer Wesenszug des Benediktinischen Mönchtums hervorgehoben, nämlich seine *literarische Arbeitsart*.

Was dieser Orden betreffs seiner literarischen Höchstleistungen im 17. Jahrhundert in St. Maur und später in Solesme unternommen, das hat er von Anfang seines Bestehens an getan. Das *Abschreiben* von Büchern war bereits die Hauptbeschäftigung der Jünger des hl. Pachomius in Aegypten und auch die allgemeine Tätigkeit der Mönche des hl. Martin in Gallien, ja bereits schon in Monte Cassino. Die Mönche taten eben damals, was später die Buchdrucker betrieben. Ein weiteres Betätigungsfeld der schweigsamen Arbeiter war das Ausmalen und Binden der kopierten Blätter. Die liturgischen Bücher wurden oft mit goldenen und silbernen Plättchen und Edelsteinen verziert. Das war gleichsam ein Anfang der Pflege der schönen Künste. Ferner gab es Mönche, die Vortreffliches leisteten in Musik und in der Verfertigung von Musikinstrumenten, in Malen und Schönschreiben, in der Wachsbildnerei, Holz- und Beinschnitzerei, in Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferstecherei und in Mosaikarbeiten.

Die zum Abschreiben der Bücher verwendete Handarbeit förderte aber auch die *Bildung* und zwar ganz im benediktinischen Sinn und Geist der damaligen Zeit. Sie war *literarischer*, nicht *wissenschaftlicher* Natur,<sup>12a</sup> denn mit der systematischen Theologie als kirchlichem Studium beschäftigte man sich erst im 11. und 12. Jahrhundert eingehender. Die damals allgemein angenommenen Bildungsmittel waren die *Heilige Schrift* und die *Väter* und diese Bücher wurden auch vorzugsweise abgeschrieben. So ging die Aneignung des für den Beruf nötigen Wissens neben der Handarbeit einher. Die Sorge für das Bedürfnis der Nachwelt diente auch der eigenen Erbauung. Die Kenntnis der Schrift und der Väter ist nach St. Benedikt die sicherste Richtschnur für das menschliche Leben. Das religiöse Schrifttum der Mönche ging aber noch einen Schritt weiter. Das ständige Durchlesen der Hl. Schrift und der Väter gab Veranlassung, die beiden Quellen theologischer Wahrheit miteinander zu vergleichen und sie einander anzupassen. Das patristische Zeitalter stand auf seiner Neige und das scholastische lag noch im Schosse der Zukunft. Die kirchlichen Schriftsteller der dazwischen liegenden 5 Jahrhunderte, zwischen St. Gregor und St. An-

<sup>12</sup> Didaktik als Bildungslehre, S. 162.

<sup>12a</sup> Vgl. Newman. A. a. O. S. 78 ff.

selm, gaben sich nun vorzüglich damit ab — und das ist der echt benediktinische Wesenszug der religiösen Werke dieser Periode — die überlieferten Schriften der Väter zu ordnen und zu klassifizieren. Entweder reiheten sie auserlesene Stellen aus den heiligen Vätern zu Katenen in Form von Erläuterungen der inspirierten Texte aneinander oder sie machten aus ihnen einen Kommentar derselben. Werke ähnlicher Art waren in dieser Zeit auch die Sentenzsammlungen, Exzerpte aus den Werken der Väter, die, da sie schon auf klar durchgeführte Systematik aufgebauten Erklärungen oder Anregungen beruhten, die Verstandesübung der scholastischen Periode ins Leben riefen.

Eine Behandlung der Theologie oder Philosophie nach scholastischer Methode jedoch war den Benediktinern dieser und der folgenden Jahrhunderte fremd. «Warum», fragte noch der gelehrte Mabillon, «sollen wir diese Wissenschaften durch Disputationen pflegen? Warum nicht wie positive Wissenschaften, indem man die Frage erklärt und die Zweifel, wie sie eben kommen, löst? Die Beweisführungen der Väter sind so erschöpfend, so elegant ausgeführt, dass sie durchaus voll des Wohlklanges und der Wärme der christlichen Beredsamkeit sind, die der scholastischen Theologie hingegen sind recht trocken und öde.»<sup>13</sup> Und ein anderes Mal betont er: «Die ganze Wissenschaft der Mönche sei das Studium der Hl. Schrift.»

Dass infolge dieser Treue gegen die benediktinische Tradition von den Mönchen Grosses geleistet wurde, beweist am besten die Maurinerkongregation mit den prächtigen Gestalten eines Montfaucon, eines Mabillon, eines Saint Marthe, eines Coustant, Sabbatier, eines Martene, Männer von grossem Wissen und literarischer Gewandtheit. Diese Kongregation besass Sammler und Verleger von Handschriften und Inschriften, Herausgeber der Texte und der Uebertragungen der Hl. Schrift, Herausgeber und Biographen der Kirchenväter, Altertumsforscher, Analysten, Paläographen, die entschieden alle eine Gelehrsamkeit, Urteilskraft und theologisches Wissen besaßen, staunenswürdig, so oft sie ein besonderer Gegenstand, der sie unmittelbar beschäftigte, herauslockte, ihm aber unverkennbar untergeordnet waren.<sup>14</sup> Der gleichen Tatsache begegnen wir auch in andern Benediktinerklöstern. Alle Arbeiten waren von gleich bescheidener, geduldiger und ruhiger Art, so besonders die des berühmten August Calmet aus der Kongregation von Sankt Vanne und anderer, deren Werke historisch, altertümlich, biographisch, patristisch sind. Soviel von der benediktinischen Literatur.

Wir schliessen diesen Abschnitt über benediktinisches Schaffen mit einer Betrachtung über *Studium* und *Lehramt* im Orden. Beide

<sup>13</sup> Vgl. Newman, a. a. O. S. 91 f.

<sup>14</sup> Ebd. S. 95.

verraten benediktinische Eigenart. Als bevorzugte Literatur galt natürlich die Hl. Schrift. Nächst dieser kamen für die Knaben zur Anwendung die Bücher und Lehrgegenstände, die man in den heidnischen Schulen vorfand. Wie erklärt sich dieser scheinbare Widerspruch? Die gleiche Sinnesart, die den Benediktinermönch bewog, von der Architektur eines eigenen Baustils abzusehen und für den Gottesdienst die alten Basiliken zu verwenden, veranlassten ihn auch, kein eigenes Lehrsystem aufzustellen, sondern an den ererbten Geistesschätzen festzuhalten, soweit sich dies mit dem Gewissen vereinbaren liess. So wurde der Inhalt der Bildung, entsprechend den von aussen überkommenen Elementen bestimmt durch Christentum und Tradition. Der römische Lehrgang wies ein ganz bestimmtes System auf, nämlich das der *sieben freien Künste*, das ein gewisses kanonisches Ansehen besass. An die Siebenzahl knüpfte sich von alters her eine Art höherer Sinn; man betrachtete die einzelnen Disziplinen als die sieben Säulen der Weisheit oder als die sieben Stufen zur Erhebung des Geistes, brachte sie in Beziehung mit den sieben Planeten, den sieben Tugenden usw. Die antike Bezeichnung «*artes liberales*» wurde beibehalten. Während aber *liberalis* ursprünglich die des freien Mannes würdige Bildung bedeutete, verstand man später, nachdem Cassiodor das Wort *liberalis* von *liber* abgeleitet hatte, unter «*artes liberales*» einfach die Bücherwissenschaften. Die Benediktiner blieben also bei diesem System aus Liebe zum Althergebrachten.

Noch ein Wort über die Schüler der Benediktiner. Diese waren oft sehr jung. Ungefähr zu Lebzeiten des hl. Benedikt erlaubte die Kirche den Eltern, ihre Kinder nicht nur einem frommen Leben zu weihen, sondern sie selbst für den Klosterberuf zu bestimmen. Dieser Brauch hielt sich durch 5—6 Jahrhunderte aufrecht. Es mochte in einem solchen Vorgehen zumal hoher Familienhäupter noch einigermaßen der Geist der Strenge des römischen Gesetzes nachwirken, das dem Vater die Macht über Leben und Tod seines Kindes gab. Gottesgelehrte suchten diesen Brauch durch die Kindertaufe zu begründen, bei der der schlafenden Seele, ohne befragt zu werden, die heiligsten Verpflichtungen auferlegt würden. Nicht selten waren es rauhe Kriegsmänner, die ihre unschuldigen Sprösslinge gerne der Hut der Religion und des Friedens anvertrauten. Das Kloster war für diese Knaben zugleich Vaterhaus und nicht bloss Zufluchtsstätte. Man befand sich eben in einer Zeit der Umwälzung, des Kriegslebens, des Blutvergossens. Manche berühmte Männer der Folgezeit kamen diesem Brauche gemäss sehr früh ins Kloster, so zum Beispiel Walafried Strabo, der grosse Abt von Reichenau, im zartesten Kindesalter; St. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, mit fünf Jahren; St. Beda mit sieben. Von St. Paul von Verdun sagt ein alter Schriftsteller, dass er die Wiege mit dem Klo-

ster vertauscht habe. Ungefähr im siebten Jahre fing für die Jungen, pueri genannt, die eigentliche Schulzeit an. Sie lernten lesen, schreiben und rechnen, mussten den Psalter auswendig lernen, der schon in frühester Zeit der Gebetsstoff der Mönche in Aegypten, Afrika und Syrien gewesen. Hatte ihn die pueri inne, so kamen sie mit elf Jahren ins eigentliche Schulzimmer und begannen mit dem Studium der Grammatik. Grammatik, Dialektik (= Logik) und Rhetorik hiessen Trivium, artes triviales. Es waren dies die Fächer für die Allgemeinbildung, die ihren Abschluss erhielt durch die mathematischen Disziplinen: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (von der der Gebildete wenigstens theoretische Kenntnisse besitzen musste) und seit Boethius Quadrivium genannt wurden oder auch artes quadriviales, reales oder physica. Grammatik wurde in allen Klassen gelehrt. Darunter verstand man nicht wie heutzutage die blosse Analyse oder Regeln der Sprache, wie sie angedeutet sind durch Etymologie, Syntax und Prosodie, sondern sie bezeichnete Gelehrsamkeit, d. h. Vertrautheit mit dem Schrifttum einer Sprache, selbständiges Schreiben und mündlichen Gebrauch. Cassiodor definiert sie als die «aus den mustergültigen Dichtern und Rednern gewonnene Fertigkeit, elegant zu sprechen», und Rhabanus Maurus als die Richtschnur des guten Sprechens und Schreibens. In der Schule war die lateinische Sprache üblich. Als Autoren kamen vorzüglich in Betracht: Vergil, Lucan, Statius, Terenz, Sallust, Cicero, Horaz, Persius, Juvenal und von den christlichen Dichtern besonders Prudentius, Sedulius, Juvenus und Aratus. In einigen Klöstern wurden auch Vorlesungen über andere Autoren gehalten. Schulen dieser Art als Sitze höherer Bildung hatte, wie wir schon gehört, Karl der Grosse in allen bedeutenden Städten seines Reiches errichtet, in Paris, Tours, Reims und Lyon, in Fulda und Bologna. Die Lehrer waren meist Mönche, die oft den Rahmen ihrer Vorlesungen über die oben genannten Fächer ausdehnten. So wissen wir z. B., dass Gerbert über die Kategorien des Aristoteles las. Alkuin hielt in York Vorlesungen über alle sieben Wissenschaften. In einigen deutschen Klöstern lehrte man Griechisch, Hebräisch und Arabisch. In Dijon hielten Mönche sogar medizinische Vorlesungen.... Nebstdem waren die Benediktiner ständig auf die Erweiterung des Bereiches ihrer klassischen Lektüre bedacht, suchten in den Besitz neuer Werke zu gelangen, kopierten und vervielfältigten sie nach Kräften. Auf diese Weise erlangten sie nach und nach eine wunderbare Vertrautheit mit dem lateinischen Schrifttum. Diese klassischen Studien und der durch sie vermittelte Schönheitssinn müssen, wenn sie auch der Gesamtheit der Mönche fremd blieben, doch als das wahre Erzeugnis der benediktinischen Schulung betrachtet werden.

Es bedeutete auch die Beschäftigung dieser Männer mit den Wissenschaften keine Abweichung von ihrem wahren Lebensberufe, denn die kriti-

sche Gelehrsamkeit oder klassische Bildung war doch nicht ihre ausschliessliche Lebensaufgabe, sondern sie legten zu einer gewissen Zeit ihres Lebens die eifrig betriebene klassische Literatur beiseite, um sich dem einen hauptsächlichsten, der *Theologie*, zuzuwenden. Allerdings lag eine gewisse Gefahr darin, die klassischen Autoren ob ihres Zaubers der Schrift vorzuziehen, weshalb z. B. Alkuin, selbst ein vorzüglicher Lehrer, einen frühern Schüler, der damals gerade Bischof geworden war, anfleht, sein Herz möge von den vier Evangelien und nicht von den zwölf Aeneiden erfüllt sein. Auch St. Paschasius, ein Liebhaber von Terenz und Cicero, erhebt in einem Kommentar zu Ezechiel Einsprache gegen die ältern Mönche, weil sie sich mit heidnischen Dichtern und Philosophen befassten. Diese Vorwürfe beweisen, dass das Studium der Theologie auch für die gelehrten Mönche die Hauptsache blieb.

Was sie aber in der damaligen Zeit unter Theologie verstanden, sagt Thomassin: «Theologia, hoc est Scripturarum meditatio». Ihre Theologie war ein inniges Sichversenken, Betrachten und Auslegen der Hl. Schrift, gemäss der Lehre der Väter, die sie vor ihnen betrachtet und ausgelegt hatten.<sup>15</sup> Dieses überkommene Gut hielten sie vor allem mit grosser Anhänglichkeit fest, unterwiesen darin und wollten es wieder in ungeschwächter Treue auf die Nachwelt überliefern. Durch ihr sorgsames Prüfen und Aufzeichnen alles dessen, was sie auf dem grossen Gedankenfeld der Schrift erobert hatten und durch die Wahrung dieses heiligen Schatzes vor Vergeudung und Verwüstung glichen sie dem treuen Knecht im Evangelium, der die Güter seines Herrn nie aus dem Auge lässt. Zu dieser sorgfältigen Hut des Ueberkommenen gesellte sich aber bei manchen, wie bei Beda, Alkuin und Paschasius, auch eine kritische Beurteilung, von der eine auf dem Wortsinne fussende Auslegung der Hl. Schrift stammt, aber nur soweit sich diese mit der Herausgabe der Kommentare der Väter in Einklang bringen liess. Alkuins grösste Arbeit ist eine Revision der Texte der Hl. Schrift. Als das verbreitetste und berühmteste Werk der Schriftauslegung galten die «Glossa ordinaria» von Walafried, die in den folgenden Jahrhunderten als Standardwerk betrachtet wurden.

Es kam aber eine Zeit, in welcher von der Theologie mehr als blosser Wiedergabe dessen verlangt wurde, was ihre Vorkämpfer ausgeführt und die Weisen vergangener Zeiten bewiesen hatten. Die von Karl dem Grossen ins Leben gerufene Gesellschaft mit ihrer gesteigerten Verstandeskraft brachte Schwierigkeiten, die durch blosser Ehrfurcht vor dem Altertum, durch Katenen und Kommentare nicht gelöst werden konnten. So entstanden mannigfaltige Streitigkeiten, und die Zeitbedürfnisse drängten den Benediktinern neue Pflichten auf. Insoweit als die hl. Väter über die entstan-

<sup>15</sup> Vgl. Newman, a. a. O. S. 164.

denen Probleme im Wesentlichen ein Urteil gesprochen hatten, verteidigten sich die Mönche während einer Kontroverse ganz gut, sobald aber die Lösung originelle Erklärungen nötig machte, war die Verteidigung weniger erfolgreich. Das traf aber nur im allgemeinen, bei den Klöstern als Gemeinden zu, die ihre Regel nicht so sehr zur Abwehr von Zweifeln, als vielmehr zu deren Unterdrückung anhielt und bei denen durch Vernunftübungen, die ihnen keineswegs geläufig waren, wohl wenig erreicht worden wäre. Doch fehlte es nicht an Einzelnen, die die Naturgaben, die Geistes-schärfe und Subtilität genau wie andere Männer besaßen. So war z. B. Alkuin einer von jenen, die sich auf die Kontroverse verlegten und sich nach dieser Seite tüchtig erwiesen. «Paulinus und Alkuin», schrieb Döllinger, «bewiesen ihre Thesen mit einem Grade theologischen Scharfsinns und einer Vertrautheit mit den Vätern, dass wir darüber staunen müssen.»<sup>16</sup>

Die Bedeutung und der Wert der benediktinischen Arbeitsmethode ist besonders von den letzten Päpsten anerkannt worden, indem Leo XIII. die Benediktiner ermutigte, den Geist und die Methode der Mauriner in ihrem Orden wieder mehr zu wecken, und Pius X. ihnen eine Aufgabe übertrug, die hinsichtlich ihrer Wichtigkeit und ihres Charakters übereinstimmt mit der einstigen Tätigkeit der Benediktiner in Saint-Maur und sich ganz in der Richtung der Arbeit eines Sabatier und seiner Mitarbeiter bewegt, nämlich die Aufgabe der kritischen Herstellung des von Hieronymus herausgegebenen Bibeltextes.<sup>17</sup>

Aus unserm kurzen Ueberblick dürfte ersichtlich sein, welch ein Segen von der Stiftung des hl. Benedikt ausgegangen, und welch einzigartige Mission die Vorsehung seinem Orden zugewiesen hat. Archimedes von Syrakus soll einst gesagt haben: «Gib mir einen festen Punkt und ich werde die Erde aus ihren Angeln heben». Was für die physische Welt in Ermangelung dieses festen Punktes nicht geschehen konnte, erwies sich als durchführbar in der religiösen und moralischen Welt. St. Benediktus und seine Mönche haben die Welt des barbarischen Heidentums aus ihren alten Angeln gehoben und sie auf eine neue Grundlage gestellt. Der feste Punkt war die von Christus seiner Kirche übermittelte Lehre; die zwei Hebel aber, mit denen sie das scheinbar Unmögliche leisteten: Gebet und Arbeit. Diese Hebel waren nicht neu, aber das Verdienst des grossen Nursiners bestand darin, in einer Regel von hohem individuellen und zugleich sozialpädagogischen Wert auf deren einzigartige Tragkraft hingewiesen und durch seinen Orden den Beweis für diese Tragkraft erbracht zu haben. Man hat von Benediktus gesagt, er sei der letzte Römer gewesen. Es ist wahr, und zwar einer, der den Römergeist in seltener Reinheit verkörpert hat, den Geist des

<sup>16</sup> Angeführt bei Newman. A. a. O. S. 170.

<sup>17</sup> Vgl. «Le Monachisme Bénédictin», S. 396.

Konservativismus, der Erhaltung des antiken Kulturgutes, und den Geist des Universalismus, wie er sich aus dem Begriff des Menschentums oder des Humanismus ergibt; nur dass bei Benediktus und seinem Orden dieses Menschentum durch das in seiner Regel gewissermassen konzentrierte *Christentum*, dieser Humanismus durch den Katholizismus, wie ihn die Benediktiner aufgefasst und betätigt haben, seine letzte Vertiefung und allseitige Ausweitung erhielt. «Wie das mächtige römische Reich», sagt ein Benediktiner, «berufen war, den ganzen Erdkreis allmählich zu beeinflussen und zu unterwerfen, ein einheitliches starkes Gemeinwesen daraus zu bilden, es zu regieren und zu organisieren, so hatte Benediktus, dieser Sprössling der alten Römer, die Mission, das von seinen Vorgängern zubereitete Material zu sammeln, zu ordnen und mit demselben einen gleichsam unsterblichen Mönchsorden zu begründen und auszubauen, der bestimmt wäre, die Barbaren, welche das Erbe des abgestorbenen Reiches antreten sollten, wie ein Sauerteig zu durchdringen und umzubilden. Dieser Mission vermochten Führer, die nach allgemeinen, wenn auch noch so soliden Grundsätzen gebildet waren, nicht mehr zu genügen. Bei ihrem vielfältigen Wechsel und ihren verschiedenen menschlichen Eigentümlichkeiten konnten sie wohl sehr viele Einzelne zum Heile führen, aber ein ganzes neues Geschlecht heranziehen mit einheitlichem und bleibendem Charakter, mit einer sozialen Tätigkeit von dauerndem und allgemeinem Einflusse, dazu waren sie nicht imstande. Wäre Rom auf die zeitweiligen Eingebungen des politischen und militärischen Genies seines Senates angewiesen gewesen, so wäre es wohl für sich gross und mächtig geworden, aber um auch nach aussen schöpferisch und organisatorisch zu wirken, musste es auf feste und organische *Gesetze* gegründet sein. Solche Gesetze waren nun auch dem Mönchsorden notwendig, er bedurfte einer festen authentischen *Regel*.... Eine solche hat der hl. Benedikt geschrieben.»<sup>18</sup>

<sup>18</sup> «Die Regel des hl. Benediktus», erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang. Herder, Freiburg. S. 89 f.

# DAS GEISTIGE LEBEN IM KLOSTER MURI

Nachdem wir die Mission und die kulturelle Bedeutung des Benediktinerordens einigermaßen kennen gelernt und dessen Charakter und Wirken in den allgemeinsten Zügen bis auf die Zeit verfolgt haben, wo das Kloster Muri ins Leben trat, fassen wir im Folgenden kurz die ehrwürdige Abtei, die heuer ihr 900jähriges Gründungsfest begeht, selbst ins Auge. Dabei soll uns aber nicht ihr Entstehen und ihre äussere Geschichte, sondern nur das *geistige Leben* innerhalb des Klosters beschäftigen, wie es der Weisung des hl. Ordensvaters gemäss im Ora und Labora zum Ausdruck kam. Wir berücksichtigen daher in einem ersten Abschnitte das *diszipliniere und religiöse Leben* und in einem zweiten das *gelehrte Leben und künstlerische Streben* der Muriireligiosen.

## a) DISZIPLIN UND RELIGIÖSES LEBEN

Das Kloster Muri ist eine Gründung der Habsburger. Die eigentliche Stifterin, die Gräfin Ita von Lothringen, wurde in ihrem Vorhaben, unrecht erworbenes Gut zu entschütten, durch den grossen Bischof Werner von Strassburg unterstützt, und beide gewannen für ihren Plan den Gemahl Itas, den Grafen Radbot von Habsburg, der die Aufgabe der Gründung übernahm. Im Jahre 1027 wurde mit dem Bau begonnen. Noch ehe er vollendet war, ersuchte Radbot den Abt Embricius von Einsiedeln, Mönche aus seinem Kloster nach Muri zu entsenden. Die Bitte wurde gewährt, und um das Jahr 1032 erschien der Mönch Reginbold, ein gebürtiger Solothurner, als erster Propst in Muri. Bald folgten ihm noch andere Brüder mit den notwendigen Büchern, Kleidern, Kirchen- und Hausgeräten. Eine der ersten Sorgen des neuen Propstes bestand darin, die alte Pfarrkirche abzureissen und eine neue zu Ehren des hl. Goar bauen zu lassen. Diese diente einzig dem Gottesdienste der Pfarrgemeinde, nur mussten die Mönche für deren innere und äussere Ausstattung, sowie für alles, was zum Gottesdienste nötig war, sorgen. Der Bau der Klosterkirche liess nicht lange auf sich warten. Nachdem für die Pfarrei genügend gesorgt war, wurden die klösterlichen Räumlichkeiten meist nach dem Muster von Einsiedeln eingerichtet. Reginbold bemühte sich ferner um die Beschaffung von Heiligenreliquien, Büchern, Paramenten, den nötigen Kirchenschmuck und um den Guss der Glocken. Noch vor dem gänzlichen Ausbau der Klosterkirche starb er nach äusserst segensreichem 23jährigem Wirken. Die spätern Jahrhunderte legten ihm das Prädikat «ehrwürdig» bei. Als zweiter Propst

folgte, von Abt Hermann entsandt, der Mönch Burkard aus Gossau. Dieser vollendete mit aller Sorgfalt den Klosterbau und liess 1064 die nun fertig gestellte Klosterkirche durch Bischof Rumold von Konstanz auf den Namen des hl. Martin, Bischof von Tours, weihen. Als im folgenden Jahre dem neuen Kloster von seiten der habsburgischen Familie und des Bischofs volle Selbständigkeit zuerkannt worden war, wählte es aus seiner Mitte als ersten Abt Burkard (1065—73), der bisher die klösterliche Gemeinde als Propst geleitet hatte. Er war ein Mönch von tiefer Demut, der das klösterliche Leben auf jede Weise hob. Bei seinem Tode bat er die Brüder, sie möchten seine Leiche vor der Kirche in die Erde senken, damit sie bei der Prozession an Sonntagen ihn mit Füssen träten, wenn sie am Grabe vorüberkämen. Er regierte nur sieben Jahre. Wichtig war für die Vertiefung des innern Lebens und der klösterlichen Zucht die Annahme der Satzungen von Cluny, auf Veranlassung der grossen Aebte Giselbrecht von St. Blasien, Wilhelm von Hirschau und Siegfried von Schaffhausen, die sich am Martinstag 1082 in Muri versammelt hatten. Den Geist der Cluniazenser charakterisierte besonders die Strenge und der Gehorsam im innern Leben und die Wohltätigkeit und Gastfreundlichkeit nach aussen, sowie ein hohes wissenschaftliches Streben. Die bedeutendsten Aebte von Cluny waren tüchtige Schriftsteller. Muris Mönche, von nun an noch mehr beseelt von dem Eifer für das Haus Gottes, feierten mit aller Pracht die hl. Geheimnisse, hielten pünktlich die Betstunden für den Tag- und Nachtchor ein, beobachteten genau das Stillschweigen, versammelten sich regelmässig im Kapitelshause zur Wahrung und festen Verankerung der Ordenszucht, arbeiteten in vorbildlicher Weise und übten nach Möglichkeit Werke der Nächstenliebe. Eine besonders Gott wohlgefällige Blüte im Klostergarten war der zweite Abt, Luitfried aus St. Blasien (1085—1096), der von den Acta Murensia als ein Mann von tiefer Frömmigkeit und reinsten Sitten geschildert wird. Im Geiste der Satzungen von Cluny die Klostergemeinde leitend, ging er allen mit dem herrlichsten Tugendbeispiel voran, schloss mit Wilhelm von Hirschau und Uto von St. Blasien mit Zustimmung der Brüder einen besondern Vertrag ab, wonach diese drei Klöster hinsichtlich der verstorbenen Mitglieder in einen ganz besonders innigen Gebetsverkehr zu einander traten. Während seines ganzen Lebens übte er den Geist der Abtötung und der innigen Vereinigung mit Gott, zeichnete sich durch eine engelgleiche Geduld und durch Liebe zur klösterlichen Zucht aus. Oefters wurde er nach Berichten der Chronisten von himmlischen Erscheinungen gewürdigt, und als er selbst seinem Ende nahe war, versüssten ihm Engelsstimmen die Todesstunde. Er war wirklich ein «vir sanctae recordationis». Sein Nachfolger, Abt Rupert aus St. Blasien (1097—1109), hatte schon als Prior in Muri im Sinn und Geiste seines Vorgängers gewirkt und bei

dem tadellosen Leben der Mönche die schönsten Früchte reifen sehen. Das herrliche Beispiel, das sie in Chor, Schule usw. gaben, übte auf die ganze Bevölkerung einen erhebenden Einfluss aus. Rupertus wird gerühmt als ein Mann, «welcher Muri durch das Beispiel religiöser Vollkommenheit verherrlichte». Aehnliches kann man von seinem Nachfolger, dem für alles Gute begeisterten Abt Ulrich, sagen.

Aus dem Leben und den Bestrebungen der ersten Pröpste und Aebte in Muri, sowie aus den Reformen, die sich daselbst vollzogen, ist ersichtlich, dass das innerliche Leben der Murikonventualen während dieser ersten Periode zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechnete. Förderung der Ehre Gottes, innere Heiligung und Sorge für das Heil des Mitmenschen war ihr Hauptziel.

Die folgenden Jahrzehnte bis 1145 waren eine Zeit ruhiger, gleichmässiger Fortentwicklung nach innen und aussen. Im Tag- und Nachtchor erscholl in den friedlichen Räumen der brüderlich nebeneinander lebenden Mönche der Psalmengesang und wechselte ab mit geistiger Arbeit. Die alten schönen Beziehungen mit den Kongregationen von Hirschau und St. Blasien, die beide Clunys Satzungen befolgten, wurden aufrecht erhalten. Nachdem aber diese Kongregation im 12. Jahrhundert ihre höchste Blütezeit erreicht hatte, machte sich im 13. Jahrhundert ein Sinken der Disziplin bemerkbar. Hirschau und St. Blasien gingen ihres alten Ernstes und Ruhmes verlustig und mussten vor dem neu aufstrebenden Fulda zurücktreten. Heinrich von Fulda, den die deutschen Klöster als Primas anerkannt hatten, lud 1292 in einem an die deutschen und französischen Klöster gerichteten Schreiben diese zu einer Generalversammlung ein. Dabei wurde der Verfall des hochgeachteten Ordens beklagt, der bereits mehrere Male warnende Weisungen von Rom empfangen. Die Versammlung, die am 1. Mai des folgenden Jahres stattfand, wurde von allen Klöstern deutscher Nation besucht. Albert I. von Muri war ohne Zweifel in Fulda erschienen, obgleich dies nicht genau bewiesen werden kann, da die Akten aus dieser Zeit verloren gegangen sind. Doch darf man nicht annehmen, dass das Sinken der Disziplin im Kloster Muri so stark gewesen ist, wie es das Rundschreiben des Abtes Heinrich von den Benediktinerklöstern überhaupt angibt. Dagegen spricht das Ansehen, das die Muri-Aebte dieses Jahrhunderts überall genossen, wie Peter, der Ehrwürdige, Rudiger, Heinrich I. und Albert I.; ferner das stets wachsame Auge dieser Männer, die kein Bedenken trugen, dort, wo die eigene Kraft zur Aufrechthaltung der Disziplin nicht ausreichte, die Hilfe höherer kirchlicher Behörden heranzuziehen. Auch ist z. B. in der von Papst Innozenz IV. dem Abte Rudiger 1247 übermittelten Bulle nicht eigentlich von einem Verfall der Disziplin im Murikonvent die Rede, sondern sie spricht sich vielmehr dahin aus, wie die Disziplin besser

gewahrt werden könne.... Für das Blühen des religiösen Lebens im 12. und 13. Jahrhundert daselbst spricht gewiss auch die Tatsache, dass mehrere Mitglieder der zwei Gotteshäuser von Muri und des ihm unterstellten Frauenklosters Hermetschwil ihr Leben in abgesonderten Zellen als *inclusi* oder *reclusae* ähnlich den Karthäusern in äusserst erbaulichem Leben verbrachten. Die Hauschronisten der letzten Jahrhunderte berichten, die Lebensweise der «Abgeschlossenen» habe in Muri besonders unter Abt Kuno und später geblüht. Die Zellen dieser Abgeschlossenen schildert Wülperz, ein St. Blasiermönch, der 1641 als Fürstabt von Disentis starb, in den hinterlassenen Schriften von P. Augustin Stöcklin, von dem später die Rede sein wird, also: «Ihre Wohnung war aus Steinen gebaut, mass nach der Länge und Breite je 12 Fuss und hatte drei Fensterlein, wovon eines gegen den Betchor der Kirche gerichtet war, um dem Gottesdienst beiwohnen zu können und um die hl. Kommunion zu empfangen; durch ein anderes diesem gegenüber wurden die Speisen verabfolgt, und das dritte diente zur Aufnahme des Lichtes. Das letzte war entweder durch Glas oder durchsichtiges Horn geschützt. Die für die Entgegennahme der Speisen bestimmte Oeffnung war gleichfalls geschützt, konnte aber durch ein Brett auch ganz verschlossen werden; jedoch für den Oberrn war eine Oeffnung gelassen, damit er den Lebenswandel des Abgeschlossenen beobachten konnte. Dieser hatte in seiner Zelle zwei Gefässe, einen Topf und einen Becher, und dazu ein Handtuch. Um 9 Uhr stellte er den Topf und Becher in das Speisefenster. Um 12 Uhr sah er nach, ob das Mahl für ihn bereit sei. War es gerüstet, so setzte er sich an das Fenster und ass und trank. Nach beendigter Mahlzeit überliess er die Ueberbleibsel dem «Aufwarte» unbekümmert um den folgenden Tag. Fehlte ihm jegliche Speise für das Mittagessen, so gab er sich zufrieden, verrichtete das übliche Dankgebet und blieb nüchtern bis zum folgenden Tag. Am Montag, Mittwoch und Freitag fastete er bei Wasser und Brot, sonst erhielt er einen Gang, bestehend in Fastenspeisen, wozu an den höchsten Festtagen Birnen oder anderes Obst und auch Milch kam. Nach Gewohnheit trugen die Abgeschlossenen die Kutte und den Chormantel, worin sie auch schliefen. Drückte sie die Winterkälte, so legten sie mit Erlaubnis der Oberrn oder des Beichtvaters einen Pelz an, um so mehr, weil sie keine Heizmittel in ihrer Zelle hatten. Das Kopfkissen war mit Laub oder Meergras gefüllt.... Das Stillschweigen beobachteten sie ohne Unterbrechung, ausgenommen nach drei Uhr, wenn sie mit dem Beichtvater sprachen. Täglich beteten sie siebenmal 50 Vaterunser und Ave Maria; das «Veni sancte Spiritus» sprachen sie zu Ehren der seligsten Jungfrau und zum Troste der armen Seelen, so oft sie konnten. Wer die Psalmen auswendig wusste, betete täglich eine

Nokturn (50 Psalmen), sonst aber 300 Vaterunser. Die hl. Kommunion empfangen sie täglich.»

Der Hauschronist, P. Anselm Weissenbach, macht noch auf eine andere religiöse Uebung in Muri aufmerksam, die aus uralten Zeiten her stammt und bis zum Jahre 1655 dauerte, nämlich auf die öffentliche Geisselung, die am Karfreitag vor dem Grabe des Heilandes unter Leitung des Klosterzeremoniars vorgenommen wurde und viel Volk anzog. Die Geissler waren ver mummt und in weisse Linnen gehüllt. . . . Viele der Anwesenden vergossen bei dem Akt der Geisselung Tränen der Reue und Busse. Doch verschiedene Gründe machten die Beseitigung dieser öffentlichen Bussübung wünschenswert. Ihrer Entstehung nach mag sie ins 13. Jahrhundert zurückreichen, wo der Dominikanerorden wieder stark auf die alte Bussdisziplin zurückgriff.

Kritisch waren für Muris Fortbestand die Jahre 1298—1410, wo sich in dem Gebiet zwischen Aare und Limmat fast allgemein ein Bild sittlicher Verwilderung zeigte, vor der oft selbst die Klostermauern keinen genügenden Schutz zu bieten vermochten. Viel trugen auch äussere Katastrophen bei, wie Krieg, Hunger, Pest, Erdbeben, Ueberschwemmung, welche Unglücksfälle in diesem Zeitraume häufig die Länder Europas heimsuchten. Den Klöstern Frankreichs und darüber hinaus wurde ferner der Aufenthalt der Päpste in Avignon (1305—1377), sowie das darauffolgende Schisma in der katholischen Kirche zum Verhängnis, indem die Disziplin schwand oder in ehemals blühenden Kongregationen Frankreichs zu Grabe getragen wurde. Der gelehrte P. Mauriz van der Meer setzte über das Kapitel, das er dem 14. Jahrhundert widmet, die Worte: «Ruina disciplinae monasticae ex Capitularium omissione». Die Visitationen im Bistum Konstanz wurden in dieser Periode schon dadurch verunmöglicht, dass die Klöster während des Schismas verschiedenen Päpsten anhingen und oft von einem zum andern übergingen. Die Bulle Papst Benedikt XII. aus dem Jahre 1336 an den Benediktinerorden mit ihren trefflichen Bestimmungen hatte nur in verhältnismässig wenig Klöstern den gewünschten Erfolg. Ausser den bereits genannten Ursachen des Zerfalles der klösterlichen Disziplin im 14. Jahrhundert nennt P. Mauriz van der Meer noch folgende: 1. die Unterlassung des Probejahres (Noviziates) bei Aufnahme der Mitglieder; 2. die Zulassung nur solcher Jünglinge, die von adeliger Abkunft waren; 3. ein zu grosses Reichthum oder eine zu grosse Armut; 4. die Ueberfülle der Klöster mit Mönchen; 5. Müssiggang. War nun auch von dem in dieser Zeit allgemein ausgestreuten Unkraut manches Korn in die Klosterzellen von Muri gedrungen, so vermochten doch die damaligen Aebte, die ohne Ausnahme würdige Männer waren, die innere Disziplin in einer wenigstens mässigen Höhe zu erhalten. Der Murikonvent nahm nicht, wie es seit dem 13.



Jahrhundert vielfach in andern Schweizerklöstern üblich war, nur Jünglinge aus dem höhern Adel auf. Im Katalog von Muri ist vorab nur der niedere Adel vertreten, und unter den Kapitularen von Muri sassen auch solche aus dem Bürger- und Bauernstand; Abt Konrad II. z. B. stammte aus einer Bauernfamilie. Ferner waren die Mönche im 14. Jahrhundert daselbst weder zu zahlreich noch zu arm, noch besass das Kloster übermässigen Reichtum. Endlich kann man auch nicht nachweisen, dass in Muri das Noviziatsjahr unterblieben wäre, vielmehr lassen die Urkunden von 1343 u. 1383 auf eine längere Prüfungszeit des Ordenskandidaten schliessen. So steht das Kloster am Lindenberg auch in dieser kritischen Zeit immerhin ehrenvoll da.

Aeusserst ungünstig aber gestalteten sich für das disziplinäre und religiöse Leben die Verhältnisse im 15. Jahrhundert. Neben dem bereits genannten Schisma in der katholischen Kirche entzweiten auch noch die Kriege zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft die Mönche in den Klosterzellen. Dazu kamen die immer lockerer werdenden Sitten des niedern Adels in den grössern Städten und in den Bädern, die auch von Ordensleuten besucht wurden. In Rücksicht auf die allgemeine Erschlaffung der Ordenszucht ordneten die Väter des Konzils in Konstanz im Jahre 1416 an, dass die von den Päpsten Innozenz III., Honorius III. und andern eingeschärften Generalkapitel der Benediktiner wiederum abgehalten werden sollten, worauf sich in Petershausen bei Konstanz von Ende Februar bis 19. März 1417 siebenzig Aebte und dreiundfünfzig Stellvertreter einfanden. Auch der damalige Abt von Muri, Georg Russinger, war unter den 70 Prälaten. Von den Bestimmungen für die Reform auf diesem Generalkapitel verdienen besondere Erwähnung das Gebot, in allen Klöstern fleissig den Chor zu halten und zwar die Mette um Mitternacht, sowie die Einschärfung des Fleischverbotes im Refektorium und die Beobachtung der Klausur. Auch sollte in Zukunft nicht bloss mehr Edelgeborenen die Aufnahme ins Kloster gestattet werden. Gestützt auf diese disziplinären Bestimmungen, sowie eine Reihe anderer mehr organisatorischer Natur, kam die sogenannte Bursfelder Kongregation der deutschen Benediktiner zustande, die von Papst Martin V. 1418 gutgeheissen wurde. Die Visitatoren der einzelnen Klöster in dieser Kongregation hatten ihr Hauptaugenmerk auf die Beobachtung der Gelübde, auf den Gehorsam, die Keuschheit, die Armut und die Enthaltbarkeit von Fleischspeisen zu richten. Doch manchen kamen die Satzungen zu streng vor. Abt Georg Russinger war voll Begeisterung von der Tagung zu Konstanz heimgekehrt, stiess aber bei dem Versuch, die Reform durchzuführen, auf nicht geringen Widerstand. Erst unter Abt Ulrich Maier fanden die neuen Bestimmungen der Bursfelder Kongregation im Jahre 1440 in Muri Aufnahme. Trotz mancher Schatten, die diese Zeit verdunkeln,

waren doch die Mönche der Verpflichtung des Chorgebetes mit ganz wenigen Ausnahmen fleissig nachgekommen, hatten zum Nutzen und Frommen des Volkes eine bedeutende Tätigkeit zumal auf den Pfründen entfaltet und in ihren Pfarreien durch Neubauten von Kirchen eine grosse Begeisterung für Religion und Kunst an den Tag gelegt.

Neue Wetterwolken ballten sich über dem Gotteshause zusammen. Es kam Muri's Sturm- und Drangperiode. Das Wort des Propheten Jeremias: «Luxit antemurale et murus pariter dissipatus est», «es trauert die Vormauer und auch die Mauer wird eingerissen», schien sich erfüllen zu wollen. Die *Reformation* wälzte ihre trüben Fluten auch gegen das St. Martinskloster heran. Die Ungebundenheit und Genussucht in den Städten und auf dem Lande, das lose Leben im Klerus und bei den Laien, besonders auch die Versammlungen in der Chorherrnstube in Zürich, wo die eifrigsten Reformatoren zusammenkamen und auch Klostermitglieder sich einfanden, das alles ging nicht spurlos an unserm Konvent vorüber. Die Bewohner der Ortschaft Muri und die des Freiamtes standen in steter Verbindung mit Zürich. Da dieser Stadt in den Jahren 1523 und 1524 das Recht zustand, im Namen der übrigen fünf Orte einen Landvogt nach Muri und die umliegenden Orte zu schicken, so bestimmte die Regierung hierzu einen eifrigen Anhänger Zwingli's, Thomas Meier, der nach dem Wunsche des Reformators mehr Apostel der neuen Lehre, als Richter in weltlichen Händeln war. Durch seine aufreizenden Worte wurden viele dem alten Glauben entfremdet und für den neuen gewonnen. In der Umgebung von Muri hatte die Zwinglische Sekte bald einen grossen Anhang gewonnen. Glücklicherweise stand an der Spitze des Klosters in dieser Zeit ein tiefgläubiger, tatkräftiger Mann, Abt Laurenz von Heidegg (1508—1549), der als kühner Pilot das umbrandete Klosterschifflein durch die Sturmeswogen der Zeit führte. Seine ganze vierzigjährige Regierung ist fast nur ein Kampf um die Erhaltung der Religion, sei es, dass er sich und die Seinen persönlich zu heiligen suchte, sei es, dass er Vorbereitungen zum Kampfe traf, Unheil abwehrte, mit dem Gegner rang und nach errungenem Sieg oder nach erfolgter Niederlage überall die Schäden ausbesserte. In der innern Leitung des Klosters wurde er tatkräftig unterstützt von seinem Prior Georg Fleischlin, der besonders gegen die überhandnehmende Vergnügungssucht und den Weltsinn ankämpfte und selbst der klösterlichen Gemeinde mit dem schönsten Tugendbeispiel voranging. Abt Laurenz ordnete auch im Jahre 1526 zwei seiner Konventualen, die Herren Daniel Schatt und Thomas Löchlin, nach Baden ab, wo vom 19. Mai bis zum 8. Juni eine Disputation zwischen den Katholiken und den Anhängern Zwingli's abgehalten wurde, bei der Dr. Johann Eck den katholischen Standpunkt vertrat. Die zwei Murikonventualen griffen zwar nicht persönlich in den Redekampf ein, unterzeichne-

ten aber am Schlusse des Religionsgespräches die katholischen Lehrsätze. Trotz der Ueberlegenheit der Katholiken an Geist und auch an Zahl, führte der bernische Rat die Reformation mit Strenge und Gewalt in allen unterworfenen Gebieten durch. Später trat P. Daniel Schatt, der ob seiner Treue im Glauben der Pfründe in Gundeswil verlustig ging, auf dem Religionsgespräche zu Bern auch persönlich gegen Zwingli auf und nahm an der Widerlegung der reformatorischen Lehre teil. Sogar einen Märtyrer für den Glauben hat das Kloster Muri in dieser stürmischen Zeit aufzuweisen, nämlich P. Ulrich Schnyder, der als Vierherr (Kaplan an der Muttergottespfründe) in Sursee voll Eifer für die Erhaltung der katholischen Religion gewirkt hatte und dafür dem Hass der Andersgläubigen zum Opfer fiel. Anlässlich eines Besuches in Muri wurde er am 29. Oktober 1530 innerhalb der Klosterpforte von einem fanatischen Zwinglianer, Johann Wiederkehr, Müller im Dorfe Wey bei Muri, erstochen. Auf die Fürbitte des Abtes Laurenz und des Konvents schenkte man dem zum Tode Verurteilten das Leben. Der Wachsamkeit der Klosterobern und dem religiösen Eifer der Mehrheit des Konventes, sowie der Hilfe der katholisch gebliebenen Landesherrn ist es zu verdanken, dass Muris Mönche trotz den vielen Verlockungen und Bedrängnissen dem alten Glauben treu blieben. Nur zwei Mitglieder verliessen die Klosterzelle und schlossen sich der Neuerung an; es waren dies Sebastian Fulach und Jakob Schmid, denen das Schicksal später sehr übel mitspielte. Neben der Sorge für die Klosterfamilie hatte Abt Laurenz auch alles getan, um dem Landvolke den alten Glauben zu erhalten. Anlässlich einer Abstimmung in Glaubenssachen (Mai 1529) erklärten in der Ortschaft Muri 140 Männer, beim alten Glauben bleiben zu wollen, 70 schlossen sich der Neuerung an. In der Folgezeit wurde die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken immer grösser. Am 9. Oktober 1531 erfolgte die Kriegserklärung an Zürich, am 12. Oktober wurden die Protestanten bei Kappel geschlagen; darauf kamen ihnen die Bernertruppen zu Hilfe und vereinigten sich mit den besiegten Zürchern in Bremgarten und marschierten am 16. Oktober nach Muri. Die 3000 Katholiken, die unter dem Luzerner Schultheiss Hug zur Deckung der Freiämter in Boswil gestanden, mussten sich langsam zurückziehen und vereinigten sich mit der Hauptmacht in Baar. Damit war das Kloster Muri den Feinden preisgegeben, die wie wilde Tiere über dasselbe herfielen. Aegid Tschudi schildert das Treiben der Bernertruppen am 16. Oktober 1531 wie folgt: «Sie zerschlugen die Bilder in der Kirche, plünderten das Kloster gründlich, raubten, was da war, so dass nicht eine Glasscheibe in den Fenstern blieb.» Ein Teil des Klosters wurde niedergebrannt, viele Schätze der Kunst und der Wissenschaft gingen zu Grunde. Es war ein schwerer Schlag für Muri. Sein Abt aber gab sich nach Beendigung der Religionskriege alle Mühe, die Schäden im Klo-

ster, in der Kirche und noch mehr die Wunden der Seelen zu heilen. In den Collaturpfarreien von Muri kehrten fast alle Zwinglianer zum alten Glauben zurück.... Mit dem gleichen Eifer und der gleichen Umsicht wie Abt Laurenz in Muri, hatte auch der Einsiedler Fürstabt Ludwig Blaarer von Wartensee für die Erhaltung des wahren Glaubens gekämpft und das Kloster vom Untergang gerettet, sowie der gelehrte Engelberger Abt Dr. Barnabas Bürki. Alle drei Männer waren eine Zierde des Benediktinerordens und bildeten mit ihren Konventualen ein Bollwerk gegen den Ansturm der Reformation.

Dem Abte Laurentius folgte nach 40jähriger Regierung Christoph von Grüt (1549—1564), der zwecks Beobachtung einer bessern Disziplin im Kloster das Amt eines Subpriors einführte. Vom gleichen Geiste beseelt war auch sein Nachfolger Hieronymus Frei (1564—1585). Beide Prälaten hoben mit Hilfe der katholischen Orte Religion und Schulen, und da Muri in dieser Zeit das reichste Kloster im Freiamt war, bot es den V katholischen Orten vielfach auch die materiellen Mittel zur Wiederherstellung oder Reinerhaltung des katholischen Glaubens. Abt Hieronymus, überzeugt, dass wohlgesittete Religiosen der schönste Schmuck eines Klosters seien, schrieb im Sinn und Geist der Regel des hl. Benedikt für die Mitbrüder in Muri, für das Frauenkloster in Hermetschwil, sowie für das Hausgesinde eine Reihe trefflicher Satzungen, die die Obliegenheiten des Priors, Subpriors und der übrigen Offizialen des Klosters, sowie die Tagesordnung des Konvents, die Regularfasttage, die Zeiten des Gottesdienstes, die klösterliche Ordnung im Refektorium usw. betrafen, nieder und erwies sich trotz seiner Jugend (er war erst 32 Jahre alt) als ein Mann von Einsicht und nicht geringem organisatorischem Talent.

Den wichtigsten Anstoss zur Verbesserung des religiösen Lebens in den Schweizerklöstern gab das *Konzil von Trient*, das im Jahre 1563 geschlossen wurde. Die Synodalbeschlüsse umfassten zwei Teile, von denen der erste die Glaubenslehre, der zweite disziplinäre Vorschriften enthielt. Der Hauschronist von Muri hebt hervor, dass 1568 ein grosser Eifer für die Besserung der Sitten und der Disziplin beim Weltklerus und in den Klöstern bemerkbar wurde. Abt Hieronymus, voll Sorgfalt und Begeisterung für die Ehre Gottes und das Heil seiner Mitbrüder, gab, im Anschluss an die Synode von Konstanz, die zwecks Durchführung der Konzilsbeschlüsse 1567 von Kardinal Marcus Sitticus einberufen worden war, eine Reihe heilsamer Verordnungen für seine Untergebenen heraus. Hinsichtlich der innern Disziplin bestimmte er die Pflichten für den Prior dahin: Dieser werde nach der Regel des hl. Vaters Benedikt aus der Mitte des Konventes erkoren und habe fleissig acht: a) auf die Abhaltung des Gottesdienstes, der Tagzeiten usw.; b) auf den Wandel und das Betragen der Konventualen

und Novizen, des Schulmeisters und der Schüler... Den Konventualen ist nicht gestattet, ohne Erlaubnis des Abtes oder Priors die Klostermauern zu verlassen; c) der Prior halte jede Woche ein- oder zweimal Kapitel, ermahne und strafe und überlasse wichtige Fälle zur Besserung dem Abte; d) er untersage alle geheimen Zusammenkünfte, namentlich an den Vorabenden der Feste (aus ehrenhaften Gründen geschehe dies in der «Konventstube»); e) er sorge, dass kein Konventuale sein von der Pfründe ihm überlassenes Gut zum Bösen missbrauche. Fehlende sollen schwer bestraft werden; f) er lasse bei allen Mahlzeiten, Mittags und Abends während des Essens etwas aus der Hl. Schrift vorlesen, namentlich in den Advent- und Fastenzeiten, Montag, Mittwoch, Freitag, Samstag und an den Vigilien, und setze auch ein oder zwei Stunden für den Cursus Marianus fest. .... Es folgen dann eine Reihe von Bestimmungen, die die Pflichten des Subpriors, des Custos und der Novizen festlegen. Der Novize verspricht, sich gänzlich der Seinigen zu entschlagen und für das Kloster nach der Regel des hl. Vaters Benedikt zu leben, dem Abte und dem Prior des Klosters gehorsam zu sein, priesterlich und ehrbar zu leben, dem Volke ein gutes Beispiel zu geben und so die ewige Glückseligkeit zu erlangen.... Für die energische Durchführung der Konzilsbeschlüsse und der Synode von Konstanz, sowie für die besondern Vorschriften des Abtes Hieronymus im Kloster Muri war auch der apostolische Nuntius in der Schweiz, Franz Bonomini, tätig. Schon 1579 hielt er strenge Visitation in Muri und verschärfte noch die Satzungen des Abtes Hieronymus, wobei er jedoch auf Widerspruch stieß. Erst Abt Johann Jodok Singeisen (1596—1644) war imstande, mit Liebe und Klugheit auch diese neuen Bestimmungen restlos durchzuführen. Dieser in jeder Hinsicht vorzügliche Prälat richtete sein Hauptaugenmerk auf die Uebung der innern Zucht und Ordnung, denn trotz des besten Willens der vorausgehenden Aebte, die mit einer einzigen Ausnahme tüchtige Männer gewesen, blieben die Nachwehen der Religionskriege noch lange fühlbar. Einmal eingerissene Uebelstände konnten nur schwer beseitigt werden. Diese betrafen vorab das Gelübde der Armut. Seit langem bestand in Muri und anderswo die Gepflogenheit, einen Teil des Klöstereinkommens unter die Konventualen zu verteilen. Hievon wurde nun, als der Regel und dem Geiste des Ordens zuwiderlaufend, abgesehen und jedem Konventualen das Nötige an Nahrung und Kleidung aus der gemeinsamen vom Abte verwalteten Vermögensmasse zugeteilt. Ein zweiter Uebelstand war der, dass einzelne Mönche des Klosters nach Art der Kanoniker zu leben begannen und einzeln speisten, während die Regel des hl. Benedikt die Mönche verpflichtet, am gemeinsamen Tisch teilzunehmen. Dies letztere verlangte nun Abt Jodok von allen Mönchen des Klosters und sorgte nach Vorschrift der Regel für eine passende geistliche Lesung während den Mahlzeiten. Fer-

ner wurden auch die Zellen klösterlicher eingerichtet, die strenge Klausur eingeführt und das Stillschweigen eingeschränkt. Diese eingreifenden Reformen vermochte Abt Jodok infolge seines Ernstes, gepaart mit väterlicher Liebe, ohne zu grosse Schwierigkeiten durchzusetzen. Nach Regelung der innern Angelegenheiten des Klosters kam Abt Jodok auch dem Wunsche des Papstes, eine schweizerische Benediktinerkongregation zu gründen, nach Kräften entgegen. Seit dem Jahre 1525 hatten die vielen in Süddeutschland und in der Schweiz bestehenden Benediktinerklöster unter sich keine Verbindung. Zwecks einer Besprechung fanden sich am 25. Mai 1602 unter dem Vorsitze des Nuntius Turriani die vier Benediktineräbte von St. Gallen, Einsiedeln, Muri und Fischingen in Einsiedeln ein und gründeten im Interesse einer allgemeinen innern Reform die Schweizerische Benediktinerkongregation. Das Hauptverdienst an deren Zustandekommen hatte unter den Aebten Johann Jodok Singeisen. Bald schlossen sich auch die übrigen Schweizerklöster Pfäfers, Rheinau, Engelberg an, später 1617, Disentis und als neuntes Beinwil-Mariastein. Zwei Jahre nach der Gründung der Kongregation wurde der Nachtgottesdienst (Matutin und Laudes um Mitternacht) für alle Mitglieder als verpflichtend angeordnet, und in Muri auch ununterbrochen bis zur Aufhebung im Jahre 1841 gehalten. Zur würdigen Feier des Chorgebetes besorgten die Aebte den Druck neuer Breviere und waren für die Durchführung eines würdigen und schönen Choralgesanges eifrig bemüht. Den besten Einblick in das geistige Leben eines jeden der Schweizerischen Benediktinerkongregation einverleibten Klosters bietet die aufgestellte Tagesordnung: Um Mitternacht Nachtchor und um 2 Uhr musste jeder Konventuale wieder zur Ruhe gehen. 5 Uhr Aufstehen und von  $\frac{1}{2}6$  bis 6 Uhr Betrachtung im Museum. Von 6—7 Uhr Studium, dann gesungene Prim, darauf neuerdings Studium bis  $\frac{1}{2}9$  Uhr. Es folgte, wenn kein Festtag war, das Konventamt, dem sich die Terz, Sext und die Gewissenerforschung anschlossen, worauf um 10 Uhr, an Fasttagen um 11 Uhr, das Mittagessen eingenommen wurde. Frühstück gab es keines. Nach dem Essen wurde die Non gebetet, worauf bis  $\frac{1}{2}1$  Uhr Erholung war. Nachher begaben sich die Religiösen zum Studium oder zu den Handarbeiten. Um 3 Uhr gesungene Vesper, dann wieder Studium. Um 5 Uhr Nachessen, nachher Erholung bis  $\frac{1}{2}7$  Uhr. Daran schloss sich im Kapitelshause eine kurze geistliche Lesung, Komplet, Gewissenerforschung. Um 8 Uhr gingen die Brüder zur Ruhe, um 12 Uhr nachts sich wieder zum Lobe Gottes zu erheben.

Abt Jodok ging in allen Punkten seinen Mönchen mit dem besten Beispiele voran. Die Nuntien nahmen keinen Anstand, das Erbauliche und Erhebende, das sie in Muri, zumal an dessen Abt gesehen, lobend hervorzuheben. So schrieb Bischof Scappio am 10. Dezember 1653 aus Piacenza an

einen Freund über Johann Jodok Singeisen: «Quae dominatio vestra mihi dare dignata est de meo venerabilissimo domino abbate Murensi, tum grata, dulcia ac suavia fuerunt, ut satis exprimere non valeam. O quale spectaculum perfectae religiositatis in illo bono Praelato et omnibus suis alumnis et Monachis.» (Archiv Muri-Gries.)

Bedeutsam war in dieser Zeit auch die Tätigkeit Muris in der Reformierung von Männer- und Frauenklöstern innerhalb und ausserhalb der Schweiz. Einen schönen Einblick in das religiöse Leben Muris bietet das von P. Martin Kiem S. 91 f. geschriebene Kapitel seiner Klostergeschichte: «Selbstheiligung», woraus wir ersehen, dass von den 110 Mitbrüdern, die in den Jahren 1596 bis 1684 in Muri Aufnahme fanden, die Hauschronisten 25 namhaft machen, die sich in ganz besonderer Weise in der Gottes- und Nächstenliebe ausgezeichnet und in den einzelnen Tugenden einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Ein Beweis dafür, dass Tugend und Frömmigkeit hier heimisch waren, liegt auch darin, dass hochgestellte Personen als fratres conscripti mit dem Kloster in Verbindung traten, um der Gebete, Verdienste und guten Werke der Klostersgemeinde teilhaftig zu werden, so z.B. der Nuntius Turriani, der Fürstbischof von Konstanz, Johann von Prassberg, und andere. Im Sinne und Geiste des zweiten Gründers von Muri wirkte auch dessen Nachfolger Dominikus Tschudi. Auf seine wissenschaftlichen Leistungen kommen wir später zu sprechen. Für Muri wird er auch deshalb unvergesslich bleiben, weil er durch die Vermittlung des Gardehauptmanns in Rom, Johann Rudolf Pfyffer, aus der Hand des Kardinals Alexander Victritus aus den Sixtinischen Katakomben die Leiber der hl. Märtyrer Basilius, *Leontius* und Lucina mit Erlaubnis des Papstes Innozenz X. erhalten hatte. Für die feierliche Uebertragung am 15. September 1647 scheute er keine Kosten und erbaute zu Ehren des hl. *Leontius* eine kostbare Kapelle.

Eine besondere Andacht hatten Fridolin Summerer (1667—1674) und sein Konvent zum seligen Nikolaus von Flüe. Im April 1670 war der Abt zum Grabe des Seligen nach Sachseln gepilgert, und als Rom und der Bischof 1671 die Erlaubnis erteilt hatten, die hl. Messe und die Tagzeiten zu Ehren des Seligen vom Ranft im ganzen Bistum zu halten, war die Feierlichkeit am 11. Dezember in Muri ganz besonders erhebend und grossartig. Die Altäre prangten im schönsten Schmuck wie an den höchsten Festtagen. Der Bussgürtel des Seligen wurde am Hochaltare feierlich zur Verehrung ausgestellt. . . . Der Donner der Mörser und das Geläute aller Glocken in der Pfarrei während einer halben Stunde kündete am Vorabend das hohe Fest an, und am Tage selbst erschienen alle Pfarrer prozessionsweise mit dem Volke in der Klosterkirche von Muri. . . . In welcher Achtung das Klosters ob seines religiösen Ernstes im 17. Jahrhundert stand,

zeigt auch ein Brief, den Dr. Kydt, Pfarrer in Boswil, ein Weltpriester, an Abt Hieronymus Troger (1674—1684) schrieb: «Hochwürdigster, Gnädigster Herr Prälat, ich darf ja kechlich Euer hochrühmliches Benediktinisches Gotteshaus Muri dem irdischen Paradies vergleichen und dem beseligsten Lustgarten Gottes gleich schätzen, denn wenn die göttliche Schrift Sodoma und alle ihre umliegenden Oerter, ehe sie in armselige stinkende Sünde der Unlauterkeit gefallen, einen Lustgarten namsen durften, warum sollte ich nicht eine Versammlung von so vielen frommen, gottseligen, eifrigen, gerechten, gottesfürchtigen und unschuldigen Religiosen einen Lustgarten betiteln.»

Unter dem grossen Abt Plazidus Zurlauben (1684—1723) herrschte die frühere Zucht und Ordnung weiter. Der von ihm erstellte neue Klosterbau, die in Gold prangende Kirche, die treffliche Klosterordnung und die wissenschaftliche Bildung des Abtes und der Konventualen, von der später noch die Rede sein wird, hatte den Ruf der alten Habsburgerstiftung weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet, so dass durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten Graf Trautmannsdorf, der als Gast in Muri geweiht hatte, Kaiser Leopold I. Abt Plazidus von Muri und seine Nachfolger zu Fürsten des heiligen römischen Reiches erklärte und dessen Eintragung ins Fürstenbuch verordnete. Diese hohe Ehrung des Abtes und der Stiftsmitglieder, die durch die hl. Profess in den Adelsstand erhoben wurden, tat aber der innern Disziplin nicht den geringsten Eintrag. Das Leben des Konventes bewegte sich nach wie vor in dem gleichen einfachen Rahmen. Wie demütig und bescheiden Fürstabt Plazidus bei allem äussern Glanz seiner Regierung von sich dachte, beweist das nach seinem Tode im Schreibpult aufgefundene Testament, bei dessen Verlesung alle Konventualen in Tränen ausbrachen. Die wenigen Worte lauteten: «Geliebteste Mitbrüder! habe ich Einen von Euch beleidigt in Worten oder Werken, so verzeiht mir um des Leidens unseres Herrn Jesu Christi willen. Ich habe gearbeitet, nicht für mich, sondern für das mir anvertraute Kloster, wenn gut, so sei Gott dafür gepriesen, der Allen im Uebermass mittheilt, wenn schlecht, so erbarme Du Dich meiner, o Gott, nach Deiner übergrossen Barmherzigkeit! Betet für den Sünder Plazidus, der einmal Euer unwürdiger Abt war. Habt Ihr alles getan, was Euch befohlen war, so saget: Wir sind unnütze Knechte, wie auch ich gewesen — — Fr. Plazidus, abbas indignus.»

Gerold I. Haimb (1723—1751), der zweite Fürstabt von Muri, hatte ein Herz voll Güte und Liebe, die sich selbst über seine grössten Feinde erstreckte. In allen Drangsalen, an denen sein Leben reich war, tröstete ihn immer das schöne Verhältnis und der ungetrübte Friede mit den Brüdern, die er zu leiten hatte. Abt und Konvent waren ein Herz und eine Seele. Ein zweiter Trost war ihm das Gebet. Es kam vor, dass der fromme

Prälat bis 5 Stunden des Tages vor dem Allerheiligsten auf den Knien lag; seine Zuflucht in allen Nöten war der Heiland im Tabernakel. Und als die Wogen der Trübsal im Jahre 1725 am höchsten gingen, ordnete er für das ganze Jahr eine monatliche Nachmittagsandacht mit Predigt und Rosenkranz vor dem Allerheiligsten an . . . Seine Nächstenliebe kannte keine Grenzen. «Ueber die Almosen halte ich keine Rechnung», sagte er. «Nie liess ich einen, der mich um eine Wohltat anging, mit leeren Händen von mir gehen.» Seine weitherum bekannte Güte zog Arme und Notleidende aus entfernten Dörfern nach Muri, und oft war seine Türe buchstäblich umlagert. Waren die Diener über solche, die zum zweiten Male sich unter den Hilfsbedürftigen einfanden, empört, so sagte der Abt freundlich: «Seht ihr, warum sie kommen! Hätten wir ihnen das erste Mal genug gegeben, so wären sie nicht zum zweiten Mal gekommen.» Aus besonderer Verehrung zum hl. Martin, den er sich im Wohltun zum Vorbild nahm, bekleidete er jährlich 12 Arme vollständig. Hausarmen sandte er oft die besten Speisen von seiner Tafel und liess ihnen Unterstützung bis an ihr Lebensende angedeihen. Seine Gaben für Kirchen und öffentliche Zwecke übertrafen an Grösse und Zahl die all seiner Vorgänger. Nach den Angaben von P. Leodegar Maier hat Abt Gerold I. bis zum Jahre 1749 allein 25 Altäre in verschiedenen Kirchen der Schweiz und Deutschlands auf seine Kosten erbauen lassen. Arme Klöster in der Schweiz, in Deutschland, in Italien, ja selbst in Palästina nahmen zu ihm ihre Zuflucht. «Transiit benefaciendo» konnte man von ihm sagen. Wenige Tage vor seinem Hinscheiden bat er alle seine Mitbrüder um Verzeihung um des bitteren Leidens unseres Herrn Jesu Christi willen. «Lebet wohl», sprach er, «haltet fest an der Regel, und die Regel wird Euch erhalten. . . . Die Pflege für die Armen empfehle ich Euch besonders. Bin ich gestorben, seid meiner am Altare eingedenk, sorgt für die treuen Diener.» Nach seinem Tode kleidete und speiste der Konvent 73 Arme, so viele als Gerold I. Lebensjahre zählte. . . . Seine Nachfolger, Fridolin Kopp (1751 — 1757) und Abt Bonaventura II. Bucher (1757—1769), blieben den Traditionen ihrer Vorgänger treu. Abt Bonaventura zumal lebte selbst äusserst streng, versagte sich die unschuldigsten Vergnügen, so z. B. das Kartenspiel mit den Gästen, das er überhaupt aus dem Kloster verbannt wissen wollte. Um so eifriger lag er den Gebetsübungen ob. Den in diesen Zeiten vielfach auftauchenden neuen Ideen und verfänglichen Rechtsbegriffen, die auch die innere Zucht und Ordnung der Klöster gefährdeten, suchte er zu steuern durch zweckmässige neue Verordnungen für die Konventualen und die Klosterdiener. Insbesondere glaubte er, dass die strenge Beobachtung des Gelübdes der Armut seine Mitbrüder am besten vor dem verderblichen Einfluss des Zeitgeistes schütze. Er ging hierin noch weiter, als die Statuten der Schweizerischen Benediktinerkongregation es vorschrieben. Nach dem Vor-

bild von Bouthillier de Rancé, Abt des Zisterzienserklosters la Trappe, bestimmte er, dass die Murikonventualen künftig weder bei ihren Obern ein sogenanntes Peculium, worüber sie mit Erlaubnis des Obern verfügen könnten, haben dürften, dagegen empfangen sie alles für ihre leiblichen Bedürfnisse ohne Ausnahme vom Kloster. Für diese Entbehrung entschädigte Abt Bonaventura seine Mitbrüder mit einem bessern Tisch, der freilich auch so noch immer einfach genug war. . . . In die Zellen, die früher nur spärlich oder gar nicht geheizt waren, liess er Oefen stellen. Den Priestern und schwachen Konventualen gestattete er das Frühstück, das bisher im Kloster nicht bekannt war. Obgleich nun die Abschaffung des Peculiums in Muri, die ohne Rücksicht auf die übrigen Aebte der Kongregation erfolgt war, auch Missbehagen hervorrief, bewiesen doch die schlimmen Zeiten der französischen Revolution das Vorteilhafte dieser Neuerungen. Muri, das schweren Stürmen ausgesetzt war, zeigte sich standhaft und treu und entwickelte in der Erhaltung und Restauration der Klöster in der Schweiz einen grossen Eifer. . . . Auch in der Folgezeit bewahrte es den Ruhm eines wohl-disziplinierten und strebsamen Klosters. Die Hauptvorzüge des Lebens der Mönche in dem Zeitraum von 1684—1776 sind nach P. Martin Kiem: fleissiger Besuch des Chorgebetes, ernstes Streben nach wahrer Wissenschaft und reger Eifer für die Verbreitung der Ehre Gottes. Das Kloster erscheint nach aussen in fürstlicher Pracht, der Konventuale aber ist einfach gekleidet und lässt keine Spur des Reichtums, den die Genossenschaft besitzt, an sich erkennen. Wenn schon die kaiserliche Urkunde vom Jahre 1071 jeden Konventualen von Muri vermittelt der Profess in den Adelsstand erhob, so musste sich deshalb keiner besondere Vorrechte an. Die Gewänder bestanden aus Wollzeug, der Tisch bot wenige und keineswegs ausgesuchte Speisen, und der Wein, den man den Religiösen vorsetzte, hatte geringen Gehalt. Karl Dulliker von Luzern kam 1705 als Landvogt mit 38 Berittenen nach Muri. Fürstabt Plazidus Zurlauben wollte diesen Gästen eine Freude bereiten und führte sie zur Zeit, als die Konventualen gerade zu Mittag speisten, in das Refektorium. Schultheiss Martin Schwytzer, der an der Spitze der Gäste stand, verlangte den Tischwein zu verkosten; schon nach dem ersten Schluck sagte er im kräftigen Schweizerdialekte: «Sakrament, 's is doch ä surer Kätzer!» Im Jahre vorher war auch der päpstliche Nuntius zur Essenszeit im Refektorium der Muri-Konventualen erschienen. Da er die wenigen und einfachen Speisen erblickte, rief er aus: «Jesus und Maria, was ist das, sind das Speisen für Menschen? Wahrhaftig, die Väter leben heilig!» Trinkgelage waren bei der strengen Disziplin, wie sie in Muri bestand, selbstverständlich ausgeschlossen. Nie sahen sich die Visitatoren der Kongregation, die sonst jeden Fehler in den Rezessen bemerkten, in dieser Beziehung zu einer Rüge veranlasst. Während die Kirche in Gold und Silber strahlte, herrschte in den Zellen der Konventualen die

grösste Armut. In ihnen stand nur ein Stuhl, und das Bett hatte Stroh- und Laubsäcke. . . . Angesichts solcher Strenghheiten ist es nicht zu verwundern, dass man unter den 113 Mitgliedern, die während dieser Periode in Muri eintraten, auf eine nicht geringe Zahl von Namen stösst, deren Träger sich durch ganz besondere Tugenden auszeichneten. Die gute Disziplin und den tief religiösen Geist im Kloster zu erhalten, war auch das ständige Bestreben des letzten Fürstabtes von Muri, Gerold II. Maier (1776—1810). Insbesondere trachtete er darnach, seine Mönche von dem Einflusse des Weltgeistes und der falschen Philosophie, die damals immer mehr um sich griff, fern zu halten. Den Seelsorgern schärfte er ein, durch Wort und Beispiel den verderblichen Grundsätzen der französischen Revolution entgegenzuarbeiten. Zwischen Abt und Konvent herrschte das schönste Einvernehmen. Die Konventualen, die als Oekonomie den reichen, Muri gehörenden Herrschaften vorstanden, waren gehalten, nach den Ordenssatzungen zu leben und wurden nur aus wichtigen Gründen von den Regularfasttagen dispensiert. Daher erklärt sich auch der grosse Wohlstand, dessen sich Muri dazumal erfreute, und die Möglichkeit, in weitgehender Weise verarmten Klöstern und Gotteshäusern und zahlreichen Notleidenden immerfort Unterstützung angedeihen zu lassen. . . . Der Einfall der Franzosen in der Schweiz und ihr Vordringen gegen Muri nötigte Abt Gerold zur Flucht ins Ausland. In der Schweiz erfolgte die Einsetzung eines helvetischen Direktoriums. Da die neuen Regierungsmänner der Schweiz Geld nötig hatten, wurde vom Grossen Rate der Helvetischen Republik sämtliches Vermögen der Klöster, Stifte und Abteien mit Sequester belegt. Muri bekam in den drei ersten Jahren der französischen Revolution besonders viel zu leiden durch Inventarisierung, willkürliche Verwaltung und Beraubung. Die zurückgebliebenen Obern kamen sogar für einige Zeit als Gefangene nach Aarau; selbst die Klosterdruckerei wurde den Brüdern weggenommen. Auch von Plünderung und teilweiser Zerstörung blieb Muri nicht verschont. Ungeheuer waren besonders die materiellen Verluste, die das Kloster im Ausland erlitt, indem es sämtliche deutsche Herrschaften im Werte von mehr als 5 Millionen Mark einbüsste. Im Innern aber blieb die frühere Kraft ungeschwächt bestehen. Seinen tief religiösen Geist bewies das Kloster besonders in den Tagen, da der Bischof von Konstanz, Freiherr von Dalberg, und dessen Generalvikar, Freiherr von Wessenberg, den Plan verfolgten, eine deutsche Nationalkirche zu errichten, Verordnungen wegen Aufhebung der Feiertage, der Kreuz- und Bittgänge, Wallfahrten usw. erliessen und Reformen trafen, die das Empfinden des religiösen Volkes tief verletzten. Muri tat alles, um den katholischen Geist bei den Laien sowohl wie bei den Geistlichen zu erhalten. Der päpstliche Nuntius, Fabricius Testaferatta, stand deshalb nicht an, Muri als Bollwerk für die Erhaltung der katholischen Kirche in seiner Umgebung zu bezeich-

nen (1803). Er selbst legte dem Fürstabt theologische Fragen zur Beantwortung vor und spendete ihm nach erhaltener Antwort folgendes Lob: «Das hochberühmte Kloster Muri schützt nicht nur die Reinheit der katholischen Lehre, sondern auch die Sitten und Gebräuche der hl. Kirche, was dem hl. Vater in Rom in seinen schwierigen Verhältnissen kein geringer Trost sein wird. Deine sehr gelehrte Abhandlung werde ich dem Statthalter Christi unterbreiten, damit er einen neuen Beweis Deiner Weisheit, Umsicht und geschickten Verfahrens in den Händen habe . . . » In einem Briefe vom 14. März 1809 dankt er P. Leodegar Schmid für die Uebersetzung eines Breve, spendet dann allen Klöstern der Schweizerischen Benediktinerkongregation ein schmeichelhaftes Lob und schreibt zum Schlusse: «Aber in die Herzen der Muri-Patres giesse ich mein Herz aus, die durch ihre Gelehrsamkeit, klösterliche Zucht, durch ihre Anhänglichkeit an den hl. Stuhl und andere Tugenden wie die Sonne unter den Sternen strahlen.» (Archiv Muri in Gries.) In seiner letzten Lebenszeit tat dieser edle Abt sehr viel für die Hebung des Volksschulwesens. Reich an Sorgen wie an Jahren starb er am 15. Februar 1810 mit den Worten: «Komme, Herr, und zögere nicht!» Mit Gerold II. sank die fürstliche Würde von Muri ins Grab. Da man dem Kloster allen fürstlichen Besitz genommen hatte, verzichtete es auf den Titel, der überhaupt den innern monastischen Kern unberührt gelassen hatte.

Die Regierungszeit der zwei folgenden Aebte, Gregorius Koch (1810 bis 1816) und Ambrosius Bloch (1816—1838), verlief zwischen Furcht und Hoffen. Beide waren ausgezeichnete Männer. Für den guten Geist, der damals in Muri herrschte, spricht wohl auch der Umstand, dass unter Ambrosius Bloch der letzte Fürstabt des aufgehobenen Klosters St. Gallen, Pankratius Forster, 1819 nach Muri übersiedelte und daselbst bis zu seinem Tode 1829 verblieb. Wie dieser Prälat veredelnd auf die innere Zucht und Ordnung im Kloster einwirkte, so gereichte ihm auch der Muri-Konvent zur Erbauung, indem die zwei Dekane P. Basilius Hausherr (1810 bis 1825) und P. Bonaventura Weissenbach (1825—1845) sich nicht nur in der Leitung der Geschäfte, sondern ebenso in der Führung der Seelen als äusserst tüchtige Männer erwiesen. Sie verstanden es, mit Liebe und Ernst den Konvent heranzubilden, der durch genaue Beobachtung der Regel, Reinheit der Sitten, wissenschaftliches Streben, bescheidenes gegenseitiges Zuvorkommen, durch prächtigen Gottesdienst, musterhaften Chorgesang alle und nicht am wenigsten den Fürstabt erbaute. Ambrosius selbst feuerte in seinen vielen und gediegenen Vorträgen die Kapitularen an, den Chorbesuch als ihre Hauptaufgabe zu betrachten und suchte ihnen besonders den Geist der Abtötung und Selbstverleugnung einzupflanzen. Der Genuss von Speisen oder Wein war ausser bei den gewöhnlichen Mahlzeiten, besonders an Fasttagen, streng untersagt. Nur zwei Mahlzeiten während des Tages waren üblich. Wer eines Frühstückes bedurfte, war

gehalten, jedesmal den Dekan darum zu bitten. An Fasttagen kamen abends 5 Uhr nur eine Suppe, Früchte und ein wenig Wein mit Brot auf den Tisch, dann folgte die Complet; um 12 Uhr nachts war Matutin und Laudes, die bis halb 2 Uhr dauerten; um 5 Uhr in der Frühe begannen die geistlichen Uebungen, die gesungenen Horen; dann folgten musiziertes Konventamt, oder, wenn Seelengottesdienst war, zwei Aemter; zwischen hinein fiel noch Unterricht in den Schulen, und erst nach all diesen anstrengenden Arbeiten durfte der Hunger durch ein einfaches Mittagmahl gestillt werden. Das war die Lebensweise der Kapitularen in Muri, die man im Lager der Gegner als Schlemmer und Trinker verschrie. P. Martin Kiem sagt in seiner Geschichte:<sup>18</sup> «Ich schätze mich glücklich, mehrere dieser in der alten strengen Disziplin ergrauten Männer persönlich gekannt zu haben, sie sahen Kriegern gleich, die, abgehärtet in ihrer Jugend, noch im 70. und 80. Lebensjahr die Amtspflichten eines Seelsorgers usw. zu voller Zufriedenheit erfüllten.»

Doch gerade dieser echt monastische strenge Geist widerstrebte dem damaligen liberalen Zeitgeist und entfachte den Kampf der aargauischen Regierung gegen die Klöster. Von Frankreich her war das Beispiel gekommen. Die Julirevolution in Paris 1830 hatte auch in der Schweiz die radikalen Führer zu Gewaltmassnahmen gegen die katholische Kirche und ihre Institute ermutigt. Der Muri-Konvent bekam schwer zu leiden. Ambrosius Bloch musste sogar nach Engelberg flüchten, wo er als Verbannter starb. Ueberall zeigten sich die Vorboten des kommenden allgemeinen Sturmes. Noch einmal wählte sich Muri ein neues Haupt in der Person des vorzüglichen P. Adalbert Regli (1838 — 1881), der unter Tränen die neue Bürde auf sich nahm. Was männlicher Mut, Klugheit und rastlose Arbeit vermochten, geschah, um Muri zu erhalten; doch der Moloch Staat verlangte allem Recht und aller Freiheit zum Hohn seine Hekatombe. Am 13. Januar 1841 erfolgte die Aufhebung der aargauischen Klöster durch den Grossen Rat. Wir übergehen hier die Gewalttätigkeiten und hässlichen Details der Vertreibung der Muripatres und setzen am Schlusse dieses Abschnittes als Beweis für den tief religiösen, wirklich benediktinischen Geist, der Abt und Konvent in diesen schwersten Stunden beselte, den Bericht aus den Tagebüchern von P. Johannes Kuhn und P. Beat Fuchs (im Archiv zu Gries) hieher: «Auf den 25. Jänner erhielten wir vom Oberkommandant Herosé abermals einen schriftlichen Befehl, dass der Konvent um 10 Uhr so zahlreich als möglich sich versammeln sollte. Auch die ausgesetzte Pfarrgeistlichkeit wurde einberufen. Der Gnädige Herr ordnete an, dass wir schon um ½10 Uhr im Refektorium versammelt wären. Nach dem gewöhnlichen Gebete sprach er: Schon früher hätte er im Sinne gehabt,

<sup>18</sup> A. a. O. II. Bd., S. 392.

eine Abschiedsrede an uns zu halten, aber der Drang der Umstände hätte es gehindert. Er möchte uns vor allem bitten, dass wir Gott aus ganzem Herzen, aus allen Kräften und über alles lieben sollten. Wir sollten keine Rache gegen unsere Feinde und Verfolger hegen. Gott habe diese Prüfung über uns kommen lassen; auch diese müsse uns zum Heile gereichen. Wir sollten unsern Feinden verzeihen, wie wir wünschten, dass Gott uns verzeihe. Wir sollten einander immer als Brüder betrachten, ausser dem Kloster unseres Standes und unserer Pflichten eingedenk sein und besonders uns bestreben, aller Orten ein gutes Beispiel zu geben. Wenn er jemanden von uns beleidigt hätte, so bitte er von Herzen um Verzeihung, er gebe die Versicherung, dass er alle von Herzen liebe — mehr zu sprechen verhinderte der Schmerz. Lautes Schluchzen wurde gehört und in Strömen flossen die Tränen.» Am 27. Januar erfolgte der traurige Auszug: *lacrimosus discessus*, schreibt der Chronist. Der Murigeist aber blieb in den Herzen der Konventualen, der Geist der Frömmigkeit, der Zusammengehörigkeit, der Disziplin und der Arbeitsfreude, und dieser Geist führte sie bald wieder zusammen in Sarnen und in Muri-Gries.

Damit haben wir die disziplinäre und sittlich-religiöse Seite der Muri-mönche, wie sie vornehmlich im Ora ihren Ausdruck fand, zur Darstellung gebracht. Das ist aber nur die eine Seite des geistigen Lebens. Es findet seine Ergänzung im gelehrten Leben und künstlerischen Streben der Mönche, wodurch der zweite Teil der benediktinischen Devise, das *Labora*, verwirklicht wird. Mit ihm haben wir uns im folgenden Abschnitte zu befassen.

## b) GELEHRTES LEBEN UND KÜNSTLERISCHES STREBEN IN MURI

Sobald die Mehrzahl der Mönche in den Benediktinerklöstern aus Priestern bestand, war deren wichtigste Beschäftigung nach dem Gottesdienste und den andern geistlichen Uebungen nicht mehr wie früher die Handarbeit, sondern das Studium, die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Wer hiefür befähigt war, erlernte und betrieb irgendeine Kunst, wie Bücherabschreiben, Drucken, Malen, Einbinden der Bücher, Zubereiten von Medizinen, Gartenpflege usw. So war es auch von Anfang an in Muri. Das Studium erstreckte sich auf theologisches oder profanes Wissen, letzteres umfasste besonders die klassische Literatur.

Der Geschichtschreiber Gfrörer hat auf die Frage: was dem Mönchtum des 11. Jahrhunderts eine so überlegene Geistesmacht verliehen, geantwortet: «Die Vermählung des Breviers oder der geistlichen Theologie mit der klassisch-historischen Literatur des alten Rom.»<sup>19</sup> Dass nun nicht bloss an

<sup>19</sup> «Papst Gregor VII.», I. Bd., S. 633.

den grossen Herden der Wissenschaft und Kultur wie z. B. St. Gallen in dieser Zeit die römischen Autoren fleissig gelesen und abgeschrieben wurden, sondern auch in den später entstandenen Klöstern, besagt der älteste Bücherkatalog von Muri, den uns ein Anonymus hinterlassen. Nach der Erwähnung der Bücher der Hl. Schrift und deren Erklärungen, der Legenden der Heiligen, der Werke mehrerer Kirchenväter, der liturgischen Bücher usw., geht dieser auf die profane Literatur über und nennt hier: den Grammatiker Priscian, drei Bücher Quintilian, den Hyginus, Cato, Avian, Aesop, zwei Bücher über Walter von Aquitanien, zwei Bücher Homer, Maximian, Persius, Helpricus und Donatus, ferner Martial, Ovid (Briefe), Sallust, Statius usw. Ausser diesen Werken finden sich noch philosophische Werke des Aristoteles, dann mathematische und geometrische Schriften aufgezeichnet nebst einer Mappa mundi. Um eine vollständige Aufzählung kann es sich hier aber nicht handeln, da der Anonymus am Schlusse der angeführten Werke sagt, es seien noch viele andere nützliche Bücher vorhanden, die er einzeln nicht habe anführen wollen. Wie sehr man einen solchen Schatz in Muri zu würdigen verstand, ist aus der dem Katalog beigefügten Beherzigung ersichtlich: «Die Bücher muss man nicht bloss gut erhalten und vor Zerstörung bewahren, sondern auch fortwährend abschreiben, vermehren, verbessern, ausschmücken (durch Einbände oder Malerei) und genau verzeichnen. Denn was wäre das Leben einer geistlichen Person ohne Bücher!»

Mit besonderer Freude bemerkt dieser älteste Verfasser der Akten, wie gleich der erste Propst von Muri, Reginbold, viele Bücher erworben habe, die er teils von Einsiedeln mitgebracht, teils aus St. Gallen erhalten, und wie unter den ersten Abschreibern von Büchern die Brüder Heinrich und Notker sich ausgezeichnet hätten. Auch der zweite Propst Burkard (1055—1065) war von den gleichen Gesinnungen und Bestrebungen erfüllt.

Die Bücher wurden vorzüglich in der *Schule* verwendet. Ein Benediktinerkloster ohne Schule war fast nicht denkbar. Immer werden die Benediktinerschulen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Bildung beanspruchen können. Ein häufig angeführter Wahlspruch der schwarzen Mönche lautet: «Ex scholis omnis nostra salus, omnis felicitas, divitiae omnes ac ordinis splendor constansque stabilitas.» Das Vorhandensein einer Schule in Muri kann bereits aus dem ersten Jahrhundert der Stiftung aktengemäss nachgewiesen werden. Der Anonymus schreibt vom Propste Reginbold: er habe sehr viele Knaben edler Abkunft (pueros nobiles quam plurimos) hier unterrichten und erziehen lassen. . . . Was den Charakter der Schule anbelangt, so wird er hinsichtlich der Lehrgegenstände dem von Einsiedeln<sup>20</sup> geglichen und in den Fächern des Triviums und des Quadriviums, die wir im ersten Teile näher gekennzeichnet, bestanden haben. Wenigstens enthält der Bü-

<sup>20</sup> Vgl. P. Gall Morel: «Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln». 1885. S. 25

cherkatalog von Muri auch die für die Fächer des Quadriviums entsprechenden Werke.

Dass die Liebe zu den Wissenschaften im 13. und 14. Jahrhundert in Muri ungeschwächt fortbestand, kann man schon aus den Ueberresten schliessen, die aus all den Stürmen und Missgeschicken, die in dieser Zeit über das Kloster kamen, gerettet wurden. Von den in der Kantonsbibliothek zu Aarau sich befindenden 243 Murihandschriften stammen manche aus dieser Zeit und doch sind von den vielen Handschriften, die bis 1841 in Muri und dem ihm unterstandenen Kloster Hermetschwil sich befanden, nur wenige nach Aarau gekommen, was aus den Verzeichnissen und Beschreibungen der alten Handschriften ersichtlich ist, die der Muri-Pater Anselm Weisenbach, der gelehrte Baron Zurlauben und P. Gall Morel hinterlassen haben. P. Anselm rühmt besonders eine das Alte und das Neue Testament umfassende vollständige Bibel, die Frater Johannes Grusch 1267 geschrieben und mit prächtigen Zeichnungen und kolorierten Bildern versehen habe. «Die herrlichen Buchstaben dieses Werkes erregen fast den Neid heutiger Buchdruckerkunst.» Baron Zurlauben hebt unter den Handschriften besonders das «Chronicon Murense» hervor und den Fleiss, womit die Mönche es abgeschrieben. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte auch jener Anonymus in Muri, der die Acta Murensea umarbeitete und ihnen die heutige noch vorliegende Form gab, während ein anderer Mönch gleichzeitig die an der Spitze der Acta stehende Genealogie des Habsburgischen Hauses verfasste. Aus Muri stammt ferner eines der ältesten deutschen Lieder, das zarte «Ave viel lieber meres sterne», sodann eines der ältesten deutschen Passionsspiele. Endlich enthalten die Acta auch die ältesten Nachrichten über die schweizerische Alpwirtschaft.

Unter den Aebten tat sich besonders Heinrich I. (gest. 1284) als Dichter hervor. Sein Name fand sogar Aufnahme in der Manessischen Sammlung deutscher Dichter. Nach der Ansicht von Dr. Hermann v. Liebenau ist er der Verfasser der 62 Verse, welche in einem Akrostichon die Worte: «Rudolfus, divino nutu Romanorum rex, semper augustus. Amen», enthalten. Wir setzen die ersten Verse als Beweis für seine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache hieher:

«Roma tacens, depressa jacens, caput erige, vultum  
Verte polo, consurge solo, tristemque tumultum  
Despicias, nec deficias, tibi fert bona plura,  
Orta dies redit, ecce quies, fugit anxia cura  
Lauda virum, cane per girum, qui gaudia praestat,  
Fortis herus, qui sincerus diademata gestat.»

Der Eifer für Wissenschaft und Künste erhielt sich auch durch das ganze 14. Jahrhundert. Man fuhr fort mit dem Abschreiben und Ausschmücken der Bücher. Ein schöner Beweis für den Kunstsinn und den

Fleiss der Mönche ist das aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammende Choralbuch in der Kantonsbibliothek in Aarau, das mit Vorliebe den Fremden gezeigt wird.

Die Zeiten des abendländischen Schismas in der katholischen Kirche und der Krieg zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft untergruben nicht nur vielfach die Disziplin, sondern hemmten auch das wissenschaftliche Streben. Kaum waren aber die Stürme einigermaßen überwunden, so erwachte auch im Konvent von Muri die Liebe zu den Studien aufs neue. Abt Hermann (1465 — 1486) sandte einen seiner Konventualen, Ulrich Gumlikon, 1470 auf die Hochschule von Basel und 1473 sogar nach Paris, wo ihm die Universität den Grad eines Baccalaureus verlieh. Er erwarb daselbst für die Bibliothek von Muri die Summa des Pisanus, gegenwärtig in der Bibliothek zu Aarau. Ausserdem wurde die Muribücherei durch handschriftliche Werke aus dem Gebiete der Zoologie und Astronomie und der verwandten Wissenschaften bereichert.

Die Zeit der Reformation war auch für Muri, wie wir bereits gehört, eine Sturm- und Drangperiode. Zur Zeit der Restauration hatten die Muri-Konventualen in erster Linie die religiösen, sittlichen und materiellen Schäden der Reformation in und ausserhalb des Klosters auszubessern. Von den Bernertruppen waren am 16. Oktober 1531 nicht bloss einige Teile des Klosters niedergebrannt, sondern auch viele Schätze der Kunst und Wissenschaft geplündert, mühsam geschriebene, schöne Choralbücher zerrissen und durchstochen, die Bilder in der Kirche zerschlagen, sowie sämtliche Glasfenster zertrümmert worden. Es galt auch die Bibliothek neu anzulegen und mit Handschriften und Druckwerken zu bereichern. Abt Hieronymus Frei (1564 bis 1585) tat sein möglichstes, liess einen neuen Bibliotheksaal bauen und die Bücher nach einem neuen System ordnen. Er selbst war ein besonderer Liebhaber der Geschichte und der schönen Künste und hatte seine Freude an trefflichen Zeichnungen und Malereien auf Holz, Tuch und Glas. Die Glasgemälde in Aarau und Gries sind heute noch beredte Zeugen seines Kunstsinns. Auch scheute dieser Prälat keine Kosten, um junge fähige Mitbrüder in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, indem er sie in die Seminarien nach Italien oder zu den Jesuiten nach Deutschland schickte und so einer spätern bessern Zeit vorarbeitete.

Ein in den Wissenschaften hervorragendes Mitglied des Muri-Konventes war auch Rudolf Gwicht, der, als die Pest im Jahre 1574 sämtliche Mitglieder des Stiftes Engelberg bis auf eines dahingerafft hatte, diesem Kloster als Abt gegeben wurde, aber bereits nach zwei Jahren starb. Seine in Handschriften hinterlassenen Werke bekunden ein umfassendes Wissen besonders in Mathematik und Astronomie. Sowohl die Engelberger- wie die Murichronisten spenden ihm ungeteiltes Lob. Ein zeitgenössischer Sänger, Abraham Werlich, aus Erfurt verherrlicht ihn als Astronomen, Dogmati-

ker und Freund der Poesie in einem lateinischen Lobgesang, den er auf Muri verfasste, mit den Versen:

«Inter quos pietate gravis, quoque carmine dignus  
Lucet ut aurorae splendida stella novae.  
Divina celeser nunc Lege et Apollinis arte,  
Confratrum Prior atque ipse Rudolfus erit  
Cryptica qui Mundi perplexaque dogmata sensu  
Rimatur cupide, quique profunda notat  
Ardua qui mediatur et affert, quae senserat Unus,  
Quae captum possunt exuperare hominis.  
Hic pius et Christi fidelis amicus habetur,  
Quem dignum merito concio sacra facit.»

Dass gerade die Dichtkunst in der Schule zu Muri und in den Klosterzellen besondere Pflege fand, rühmt der gleiche Dichter, indem er von dem damaligen Leiter der Knabenschulen, Johannes Bronbühler, schreibt:

«Ille qui pueros doctrina pascit et arte  
In Musis celeser rite Johannes adest.»

Das in Gries sich befindliche Archiv von Muri weist zahlreiche gutgelungene Proben der Dichtkunst aus der Feder von Mitbrüdern aus der damaligen Zeit auf.

Neben der Poesie fand in Muri die *Musik* besondere Beachtung. Die Pflege dieser von den schwarzen Mönchen geübten Kunst würde ein Kapitel für sich verdienen.<sup>21</sup> Hier nur einige Bemerkungen. Wie der Benediktinerorden sich zum Hort der Frömmigkeit und Wissenschaft gemacht hatte, so auch zur Heimstätte der Kunst und namentlich der Tonkunst. Durch ihn wurde diese edle Himmelstochter in die neue Zeit hinübergerettet und einem Fortschritte entgegengeführt. Die zerrütteten Verhältnisse der letzten Kaiserzeit hatten zur Folge gehabt, dass die Musik nur noch in der Kirche Boden gefunden, wo sie aus primitiven Anfängen mit der Entfaltung der Liturgie sich immer prächtiger ausgestaltet und auch der Kirchengesang immer reichere Formen angenommen hatte. Papst Gregor der Grosse aus dem Benediktinerorden ist der Reformator oder, besser gesagt, der eigentliche Begründer des Kirchengesanges. Zugleich mit ihrer Missionstätigkeit hatten die Mönche des hl. Benedikt auch die Aufgabe, den römischen Gesang, der von Anfang an in ihren Klöstern gepflegt wurde und auf dessen schönen und würdigen Vortrag der Ordensvater in seiner Regel öfters zu sprechen kommt (9., 11., 12., 13., 15., 17., 18., 38. und 47. Kap.), in die Welt hinauszutragen. Dass bereits gegen das Ende des 6. Jahrhunderts die kirchliche Gesangskunst einen verhältnismässig hohen Standpunkt eingenommen, beweist das Antiphonarium Sangallense, sofern es als eine getreue Kopie des vom hl. Gregor dem Grossen geschriebenen Antiphonariums gelten kann.

<sup>21</sup> Vgl. Utto Müller: «Die Pflege der Musik im Benediktiner-Orden». Studien und Mitteilungen, I 64–90; II 46–73; IV 3–35.

Sicher ragte St. Gallen in der Pflege des Kirchengesanges und der Musik im 9. Jahrhundert hervor. Von seiner Schule sagt Ekkehard V.: «Diese Anstalt brachte im Laufe der Zeit Männer hervor, deren Gelehrsamkeit weithin leuchtete und welche durch ihre Hymnen und Sequenzen, Tropen und Lytaneien, durch ihre Gesänge und Melodien die Kirche Gottes nicht bloss in Alemannien, sondern in allen Gegenden von einem Meere zum andern mit Glanz und Freude erfüllten.»<sup>22</sup> . . . . . Einen tiefgreifenden Einfluss auf die Entwicklung der Musik hatte zu Beginn des 11. Jahrhunderts Guido von Arezzo, Mönch des Benediktinerklosters zu Pomposa, bei Ravenna ausgeübt. Die Schwierigkeiten in der bisherigen Musikübung spornten seinen Scharfsinn an, irgend eine Weise auszudenken, durch welche die Gesänge in einer leicht lesbaren und sichern Tonschrift notiert und auch die Methode zur Erlernung des Gesanges erleichtert werden könnte. Ersteres gelang ihm vollständig, indem er die Tonzeichen auf und zwischen vier Linien stellte und so jedem Tone seinen bleibenden Platz anwies, wodurch erst eine wahre Entwicklung der Musikkunst nach allen Richtungen möglich gemacht wurde. Hierauf fusste auch Guidos neue und leichtere Methode, den Gesang zu erlernen. Diese sichere Notierungsweise half wesentlich mit, im 11. Jahrhundert eine Blütezeit des Chorals, des einstimmigen Gesanges, herbeizuführen. Hervorragend war hierin wieder neben zahlreichen andern Klöstern St. Gallen. Aber auch Muri blieb nicht zurück. Es wurde daselbst den Zöglingen von den Konventherren fleissig Unterricht erteilt und Gesang und Musik sehr geschätzt. Wie das Jahrbuch des Hist. Vereins in Glarus 1875 mitteilt, hatte sogar der berühmte Heinrich Loriti Glarean sich bewogen gefühlt, von seinem Musikwerke «Dodekachordon» ein Exemplar dem Abte Johann Christoph im Jahre 1553 zu schenken. Welch guten Namen Muri in musikalischer Hinsicht in dieser Zeit besass, geht auch daraus hervor, dass der Ruf von den tüchtig eingeschulten Chorsängern des Klosters sich bis nach Konstanz verbreitete, und Kardinalbischof Andreas von Oesterreich sogar im Jahre 1591 an Abt Jakob das Gesuch stellte, ihm einen guten Diskantisten zu senden. Inwieweit die Figuralmusik, die in diesen Zeiten aus Deutschland nach Italien drang, auch in Muri Eingang fand, lässt sich nicht bestimmen, jedoch war das Orgelspiel daselbst sehr beliebt und diente zur Hebung des Gottesdienstes. M. Michael aus Basel erstellte im Jahre 1556 in Muri eine schöne Orgel. Diese Vorliebe Muris für Musik hielt, wie wir später hören werden, in den folgenden Jahrhunderten an.

Nebst der Musik liess man auch der *Zeichnungskunst* in Muri sorgfältige Pflege angedeihen, womit die Vorliebe dieses Klosters zu den Glasgemälden und zur Heraldik in Verbindung steht. Gemalte Glasfenster betrachtete man im 16. und 17. Jahrhundert als eine Hauptzierde der Kirchen und Wohnhäuser. Insbesondere war es der kunstliebende Abt Johann Chri-

<sup>22</sup> P. Anselm Schubiger, »Die Sängerschule von St. Gallen«. Einsiedeln 1858.

stoph, der damit den Kreuzgang in Muri auszuschnücken begann. Wilhelm Lübke schrieb in seinem Werke «Ueber die Glasgemälde der Schweiz» eine besondere Abhandlung über die Glasgemälde in Muri, in der es heisst: «Von grossem Werte sind die Glasgemälde aus dem Kreuzgang von Muri, die leider bei der Aufhebung des Klosters aus den Fenstern herausgehoben worden sind und jetzt in Aarau in Kisten verpackt stehen. (Die aargauische Regierung liess später die schönsten Stücke, gegen 40, in der Kantonsbibliothek und fast ebensoviele im Regierungsgebäude aufstellen.) . . . . Die Ausführung hat mit dem Jahre 1555 begonnen und ist in den folgenden Dezennien bis in die 90er Jahre grösstenteils vollendet worden . . . . So gehört also die Mehrzahl dieser Fenster der Glanzperiode der Schweizermalerei an . . . . Sie enthalten Wappen der eidgenössischen Orte, sowie der bei der Schweiz akkreditierten Gesandten der katholischen Mächte von Spanien, Frankreich und Oesterreich; ferner der befreundeten Gotteshäuser von Rheinau, Einsiedeln, St. Gallen, Engelberg und St. Blasien und endlich mancher angesehenen Privatpersonen . . . . Von ausgezeichneter Schönheit sind aber vornehmlich die Füllungen aus den Fenstermasswerken. Sie enthalten Blumen und Arabesken, bei denen die Schönheit der Zeichnung mit der Pracht der Farbe wetteifert; ferner mythologische Fabelwesen, Genrebilder, Jagdszenen und mehrere meisterhaft ausgeführte biblische Darstellungen: die Geburt Christi, die Flucht nach Aegypten, den Kindsmord und die Anbetung der Könige.»

Das 17. Jahrhundert war für das Kloster Muri eine Zeit des materiellen und geistigen Aufschwunges, was, wie wir gesehen, nicht zum geringsten das Verdienst des Abtes Johann Jodok Singeisen (1596—1644) war, der zu den grössten Aebten des Stiftes zählt. Er hatte seine ersten Studien in Muri mit Auszeichnung gemacht und mit gleicher Tüchtigkeit die Theologie in Dillingen unter der Leitung der Jesuiten absolviert. Als Abt waren ihm keine Kosten für die Ausbildung seiner Konventualen zu gross. Einzig für das Studium der Fratres in Dillingen und Ingolstadt gab er in den Jahren 1623 bis 1639 11,832 Gulden aus. Zwischen 1596—1630 machten die jungen Kleriker selten ihre Studien im Mutterhause. Teilweise schickte der Abt sie auch an das von den Vätern Jesuiten geleitete Gymnasium nach Luzern, wo wir im Jahre 1602 in der Grammatik, Syntax und Rhetorik Fratres aus Muri finden. Die Philosophie und Theologie besuchten die meisten in Dillingen oder Ingolstadt. In den Jahren 1612—1617 studierten bei den Jesuiten in Dillingen aus der Schweizerischen Benediktiner-Kongregation 27 Konventualen Philosophie und Theologie, davon 11 von St. Gallen, 9 von Einsiedeln und 7 von Muri. Unter 55 Theologen hatten im Jahre 1617, wie aus den Handschriften hervorgeht, zwei Muri-Fratres, Dominik Tschudi und Franz Letter, den 5. und 25. Platz errungen. Seit 1630 erhielten die Fratres den Unterricht in der Philosophie zum Teil auch in Muri selbst, wo Abt Jodok für die Herstellung der dazu nötigen Bauten und die Anschaffung

von Lehrmitteln aufs sorgfältigste bedacht war. Für die Bibliothek errichtete er ein eigenes Gebäude und bereicherte sie mit trefflichen Werken. Selbst eine Druckerei hatte er angekauft und liess sie noch am Ende seines Lebens mit neuen Lettern versehen . . . . Als im Jahre 1617 die Universität in Salzburg durch den dortigen Erzbischof dem Benediktinerorden übertragen wurde, bot man Abt Jodok die Würde eines Präses und Assistenten der Universität an, welche Ehre er aber, um seine Kräfte nicht allzusehr zu zersplittern, ausschlug.

Ein eigentlicher Gelehrter war Jodoks Nachfolger, Abt *Dominik Tschudi*, aus dem bekannten Glarnergeschlechte der Tschudi. Der talentvolle Knabe war früh in das Kloster Muri eingetreten und von Abt Jodok zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien nach Dillingen geschickt worden . . . . Dort hörte er das geistliche Recht und wurde nach Verteidigung seiner Thesen (*Assertiones canonicae de Beneficiis ecclesiasticis*) zum Lizentiaten des genannten Faches erklärt. Den Dokortitel in der Philosophie hatte er schon vorher erlangt. Nachdem er in Dillingen mit Einschluss des Kirchenrechtes 5 Jahre Theologie und 2 Philosophie gehört hatte, kam er an die Klosterschule in Muri, tradierte dort mit Auszeichnung Rhetorik und schrieb mehrere Verteidigungsschriften. Im Auftrage des Abtes ordnete er die seit dem Jahre 1531 in Unordnung gekommenen Schriften und Urkunden und brachte die Arbeit 1638 glücklich zu Ende. Daneben schrieb er die wichtigsten Aktenstücke in einem 434 Seiten umfassenden Foliobande auf Pergament zierlich ab. Ein Werk aus seiner Feder, betitelt: «*De Advocatia*» ist verloren gegangen. Sein fortgesetztes Urkundenstudium machte ihn besonders vertraut mit der Hausgeschichte und mit der Abstammung des Hauses Habsburg-Oesterreich. So entstanden die zwei gelehrten Werke: «*Origo et Genealogia gloriosissimorum comitum de Habsburg, monasterii Murensis Fundatorum et antiquis et authenticis . . . monumentis . . . succincte quidem, sed clare demonstrata*», sowie die «*Origines Murenses*», welches letzteres Werk leider nicht im Druck erschien . . . . Gottlob Emanuel von Haller erwähnt die «*Origines Murenses*» in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte. Schon 1623 trug er sich mit dem weitausschauenden Plane, die Lebensbeschreibung aller Benediktinerheiligen der ganzen christlichen Welt herauszugeben. Doch es fehlten die nötigen Vorarbeiten und Hilfsquellen. Immerhin kam handschriftlich ein stattlicher Quartband zustande: «*Speculum Monachorum sive vitae virorum sanctitate illustrium O. S. B.*», den er dem Abte Jodok widmete.

Neben diesen hervorragenden Aebten finden wir eine ganze Reihe von Konventualen, die sich in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft hervortaten. Wir nennen in erster Linie *P. Augustin Stöcklin* (gest. 1647), der 1613 in Dillingen summa cum laude den Doktor in der Philosophie und den freien Künsten errang. Darauf studierte er noch drei Jahre das kanonische

Recht und erhielt 1619 auch die Würde eines Lizentiaten in diesem Fache. Als Pfarrer von Muri sammelte er durch zwei Jahre den Stoff zu jenem für die Muri-Geschichte so wertvollen Quellenwerk «Miscellanea», das 400 Folienseiten umfasst. Als Dekan und Administrator des Klosters Pfäfers schrieb er in den Jahren 1623—1628 die «Antiquitates Monasterii Fabariensis», die Mabillon in seinen «Annales O. S. B.» sehr rühmt. Des weitern verfasste er eine «Vita St. Fintani» und das «Nymphaeum B. V. M. Fabariensis», gedruckt 1613. Später entsandte ihn die schweizerische Benediktinerkongregation als Dekan, Administrator nach Disentis, das ihn 1643 zum Fürstabt wählte. Gegen 16 Schriften verschiedenen Inhaltes flossen daselbst aus seiner unermüdlichen Feder.

Auf dem Gebiete der Geschichte arbeiteten neben den zwei genannten Aebten mehrere andere Murikonventualen. Für ihre Vorliebe und ihre Tätigkeit in diesem Fache legen die 11 Foliobände Zeugnis ab, in denen sie handschriftlich die Werke des damals berühmten Aegid Tschudi sammelten. Sie befinden sich in der Kantonsbibliothek von Aarau, wo sie früher viel benutzt wurden. Auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie taten sich in dieser Zeit besonders zwei Professoren, *P. Franz Letter* und *P. Dominik Suri* hervor, der erste durch seinen scharfen Verstand, der zweite durch grosse Leichtigkeit der Darstellung.

Neben Geschichte und Theologie fand auch die *Poesie* in den Klosterzellen von Muri begeisterte Freunde. Die Palme unter den Sängern im 17. Jahrhundert muss in Muri unstreitig *P. Martin Brunner* aus Solothurn (gest. 1668) zugesprochen werden. Seine Gedichte religiösen, profanen und gemischten Inhaltes füllen einen stattlichen Band. Darunter finden sich geistvolle Anagramme. Abt Plazidus Zurlauben, von dem bald die Rede sein wird, nennt ihn: *Poeta laureatus Parnasi bifrontis splendor et gloria*, und *P. Anselm Weissenbach*: *Laudatissimus et laurea dignus poeta*. Von ihm rührt ferner ein kleines aus 155 Hexametern bestehendes Epos auf den hl. Benedikt her. Seine Werke finden sich im Archiv von Muri-Gries . . . .

Heimisch war auch in Muri stets die **Musik**. Die schweizerische Benediktinerkongregation strebte in den Jahren 1618 bis 1621 nach Vereinlichung des Chorals und hob zu diesem Zwecke besonders das Orgelspiel. Ohne die ernste Figuralmusik zu verwerfen, nahm sie doch entschieden Stellung gegen das Leichtfertige der Renaissancemusik, was aus einer Muri-Handschrift in Gries hervorgeht, worin es heisst: «*Musica figurata sit religiosa et gravis et seria, proinde graviter a Superioribus prohibentur omnes Cantiones leves, praesertim eae, quae Concertantes vocantur*». Zu den besten damaligen Musikern zählten *P. Johann Kaspar Winterlin*, ein Mönch, der allen sieben Künsten hold war. Als erster komponierte er in Muri die sogenannten *Falsi bordoni*. An Musikkennntnis übertraf ihn noch *P. Basilius Zurmühle*. Das grösste Talent aber war wohl *P. Ursus Steiger* aus Sursee,

der bereits mit 21 Jahren seine theologischen Studien mit Auszeichnung vollendet hatte, im Orgelspiel es den besten Meistern der Zeit gleichtat, Kompositionen voll Anmut schuf, leider aber schon im Alter von 26 Jahren starb. Umfangreiche musikalische Kenntnisse besass ferner P. Bernard Huser, der nicht bloss eifrig komponierte, sondern sich auch darauf verstand, verschiedene Musikinstrumente herzustellen, besonders Orgeln zu bauen. Von ihm rührt eine Sammlung von 13 Liedern her, die 12 ersten mit beziffertem Orgelbass geschrieben und das letzte mit Violinquartettbegleitung. Noch tüchtiger erwies sich im Orgelbau P. Johann Jodok Schnyder von Sursee, der die Orgeln in den Klöstern von Fahr, Münsterlingen, Rheinau und Einsiedeln einer gründlichen Reparatur unterwarf, die grosse Orgel der Domkirche in Konstanz zur vollen Zufriedenheit des Domkapitels umänderte, die neue Orgel in der Hofkirche zu Luzern prüfte und collaudierte, und als diese durch ein Erdbeben schwer gelitten, in glücklichster Weise reparierte, endlich in St. Gallen und Muri vollständig neue Orgeln erstellte. Josef Anton Balthasar, der Verfasser des «Museum virorum Lucernatum», preist ihn als: «Laudatissimus Organorum fabricator, ob suam in arte peritiam hinc inde vocatus, egregiam ubique promeruit laudem.» . . . . In der *Malerkunst* ragte P. Georg Scheublin hervor, besonders durch sein in Farben dargestelltes Bild des hl. Georg als Drachentöter, ferner P. Andreas Schnyder von Mellingen. P. Johann Kaspar Winterlin, den wir schon als trefflichen Musiker kennen gelernt, verstand sich ebenfalls sehr gut aufs Zeichnen, Malen und Schönschreiben. Von ihm rührt das vielfach bewunderte, mit prächtigen Initialen geschmückte Antiphonar in Beromünster her. Ferner besitzen wir von ihm als Federzeichnung «Arma gentilicia» aus dem Wappenbuch Aegid Tschudi's und in Oktavbändchen Ornamentzeichnungen vom Jahre 1605 (Archiv Muri in Gries). Endlich malte er die Wappen der bei Sempach gefallenen Adeligen. Des weitern zeichnete sich dieser vielseitige Mann, «dessen Leben Schreiben und Malen war», auch noch in nicht geringem Grade in der *Kupferstecherkunst* aus. Das Bild des seligen Burkard, ein Stich Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arm und ein Grundriss von der ehemaligen Kirche des Benediktinerstiftes Rheinau sind wohl die wichtigsten Belege. Endlich erwarb sich P. Kaspar auch bedeutende Kenntnisse auf dem Gebiete der Astronomie und Mathematik und verfertigte eine grössere Anzahl physikalischer Instrumente. J. A. Balthasar schreibt von ihm: «Winterlin war in den mannigfaltigsten Künsten unvergleichlich, besonders stand er in Mathematik, wie auch in der Schreib- und Malerkunst seiner Zeit keinem nach.» Er starb am 27. Februar 1634. Die Vorliebe Muris für prächtige Glasgemälde dauerte auch im 17. Jahrhundert fort, wie die im Muri-Archiv zu Aarau und in Gries vorhandenen Stücke beweisen.

Mit den Patres wetteiferten auch die Laienbrüder in der Pflege der Kunst und Wissenschaften. Unter ihnen taten sich besonders Br. Balthasar

*Schröter* als Buchbinder und Buchdrucker hervor. Die von ihm gebundenen Bücher bildeten eine Zierde der Muri-Bibliothek.

Entsprechend den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen nahm auch die *Schule* in Muri einen neuen Aufschwung. Es wirkten an ihr zu dieser Zeit vorzüglich gebildete Lehrkräfte. Während bis zum Jahre 1621 daselbst nur die vier ersten Lateinklassen, nämlich Rudiment, Grammatik, 1. und 2. Syntax bestanden hatten, fügte Abt Jodok auch die Klassen des Obergymnasiums hinzu, indem er, wie wir gehört, P. Dominik Tschudi zum Lehrer der 1. und 2. Rhetorik und P. Franz Letter zum Professor der Philosophie bestimmte. Um das Jahr 1630 erhielt auch die Theologie in Muri einen eigenen Lehrstuhl. Die Philosophie wurde gewöhnlich in zwei, die Theologie in drei Jahren absolviert. Die letzten zwei Kurse des Gymnasiums dienten meistens nur für die *Fratres professi* der eigenen oder eines fremden Klosters, die Rhetorik jedoch und die untern Klassen konnte jeder «ehrliche» Jüngling von Muri besuchen. Mit der Philosophie stand ferner das Studium von Mathematik, Physik, Optik, Mechanik in Verbindung. Alle Fächer wurden in lateinischer Sprache tradiert. Das theologische Studium umfasste Dogmatik, Moral, Bibel- und Rechtskunde. Abt Hieronymus erwies sich als Förderer des Moralstudiums und drang besonders auf die Konferenzen für Kasuslösung, die bereits 1655 Abt Bonaventura eingeführt hatte, sowie auf die Disputationen. In den *Humaniora* (1. und 2. Rhetorik) befliss man sich eines gründlichen Studiums der lateinischen Klassiker und einer genauen Kenntnis und Uebung der Regeln der lateinischen Poesie und Beredsamkeit. Die noch vorhandenen Gedichte, Reden oder Chroniken, meist in klassischem Latein geschrieben, sind ein rühmliches Zeugnis für Lehrer und Schüler. Die deutsche Sprache jedoch erfuhr in diesem Jahrhundert wie überall eine stiefmütterliche Behandlung. Dass Muri um diese Zeit mit trefflichen Lehrkräften versehen war, ist daraus ersichtlich, dass es des öftern Lehrer in verschiedene andere Klöster der Kongregation schicken konnte. In Archiven und Bibliothek wurde mit Ausdauer und Umsicht gearbeitet und der Bücherschatz ständig vermehrt.

Wie an der Schwelle des 17., so stand auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein hervorragender Abt an der Spitze der Klostersgemeinde in Muri, es war *P. Plazidus Zurlauben* aus dem berühmten Geschlechte der Zurlauben. Nachdem er mit Auszeichnung seine theologischen Studien vollendet, legte er als Lehrer der Rhetorik, Philosophie und Theologie Proben eines reichen und gründlichen Wissens an den Tag. 1684 zum Abte von Muri erwählt, verlieh Kaiser Leopold I. ihm und seinen Nachfolgern die Würde eines «Fürsten des heiligen römischen Reiches» mit Sitz und Stimmrecht im Reichstag. Trotz seiner vielen Aufgaben und Verpflichtungen fand der stets rührige Abt doch noch Zeit, wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen, seine Kenntnisse zu erweitern und gelehrte Werke zu verfassen. Seine

Vorlesungen über Philosophie, Theologie sowie die Disputationen umfassten 6 Bände, leider sind sie verloren gegangen. Er besass eine grosse Gewandtheit in der lateinischen Sprache und eine gründliche Kenntnis der römischen Dichter. Auch mit der griechischen und hebräischen Sprache war er vertraut. Seine eigenen Gedichte sowie die einiger Mitbrüder vereinigte er in einem 325 Seiten umfassenden Band und blieb bis in sein hohes Alter ein Freund der Dichtung. Im Jahre 1691 liess er auch in Zug «Moralische Lob- und Ehrenpredigten» drucken (464 S.). Ein weiterer Druckband umfasste die zahlreichen Vorträge, die er den Fratres und Konventualen gehalten hatte; sie führen den Titel: «Exhortationes spirituales, oder Spiritus duplex humilitatis et obedientiae». Der Verfasser des Schweizerischen Museums spricht sich (Bd. II, S. 396 ff.) also über Abt Plazidus aus: «Ohne von verflossenen Jahrhunderten zu reden, hat die schweizerische Benediktinerkongregation auch in neueren Tagen einige treffliche Prälaten geliefert, Coelestin I. Sfrondati, Kardinal (1693) und Coelestin II., Aebte in St. Gallen, Augustin von Reding, Abt in Einsiedeln, und seinen Neffen Plazidus, Baron von Zurlauben, der mit dem Titel eines zweiten Stifters der Abtei Muri 1723 starb. Dieser liebte die Wissenschaften und betrieb sie mit vielem Fortgange.» Auch Mabillon, die Zierde der Kongregation des hl. Maurus, spendet ihm in seinem «Itinerario Germaniae» volles Lob.

Plazidus' Nachfolger, Fürstabt *Gerold I. Haimb*, hat zwar keine gelehrten Werke geschrieben, förderte aber doch nach Kräften die wissenschaftlichen Arbeiten seiner Mitbrüder *Leodegar Maier* und *Fridolin Kopp* und bereicherte durch Vermittlung des Basler Gelehrten Dr. Iselin, der vorzüglich nach Muri-Handschriften die Chronik von Aegid Tschudi in zwei Foliobänden herausgab, die Muri-Bibliothek mit einer Reihe der besten Werke. Ihre Zahl war derart angewachsen, dass der 1697 neugebaute Bibliotheksaal schon im Jahre 1745 erweitert werden musste. In dem einzigen Jahre 1741 wurden 115 Werke, meist in Folio, angeschafft. Der reiche Bücherschatz von Muri lockte nicht wenige Gelehrte dorthin. So erschienen im Januar 1733 Mönche aus St. Blasien, an ihrer Spitze der berühmte Marquard Hergott, den Muris Archiv und Bibliothek in seinen Arbeiten über den habsburgischen Stamm wesentlich unterstützten. Später kam der hochangesehene Calmet, eine Zierde des Benediktinerordens der damaligen Zeit, nach Muri und schrieb in sein Diarium, das 1756 in Einsiedeln gedruckt wurde: «Im Kloster Muri herrscht ein reger Eifer für die Wissenschaft, die der liebevolle Abt sorgsam pflegt und fördert.»

Der dritte Fürstabt *Fridolin Kopp* (1751—1775) zeigte eine nicht geringe Begabung für die Poesie. Er galt als der eigentliche «Hofdichter von Muri». Die 39 Elogien auf die Aebte von Muri und einen Propst daselbst, die er anlässlich der Sekundizfeier des Fürstabtes Plazidus (1720) verfasste, wurden als vierter Teil dem Werke: «Murus et Antemurale», von dem

bald die Rede sein wird, beigedruckt. Sie verraten Gewandtheit und grosse Meisterschaft im lateinischen Stil; trotzdem nennt sich der Verfasser bescheiden nur einen «Studio rhetoricus». Die Jubelfeier des Abtes Gerold II. Zurlauben von Rheinau, Bruder des Fürstabtes Plazidus von Muri, gab P. Fridolin ebenfalls Gelegenheit zur Abfassung mehrerer Sinngedichte, Chronologien und Epigramme. In hervorragendem Masse beteiligte er sich auch an dem Unternehmen mehrerer Muri-Patres, auf den Text: «Stultorum infinitus numerus», komisch-dramatische Gedichte in lateinischen Distichen zu verfassen, die die damaligen Ereignisse und besonders gewisse Unsitten scharf geisselten. Die Handschrift in Gries weist einen Folioband von 106 Seiten auf, «verfasst von den christlichen Musen in Muri». Als das Beste unter P. Fridolin Kopp's Dichtungen galten die «Vanitates», die vielfach abgeschrieben und stets wiedergelesen wurden. Des weitern besang er im Jahre 1736 die Hochzeit der Kaiserin Maria Theresia mit Franz von Lothringen, sowie die goldene Hochzeit des Fürsten von Fürstenberg, schrieb Epitaphien und Trauergedichte auf den Tod Karl VI. und des Bischofs von Konstanz, und verherrlichte den hl. Abt Maurus und den hl. Johannes Baptista in zwei Gedichten. Am wertvollsten sind wohl seine «Vindiciae Actorum Murensium», die sich gegen gewisse Angriffe von seiten des Klosters St. Blasien richteten, wo man das den Muri-Akten bis dahin zugeschriebene hohe Alter und somit deren Glaubwürdigkeit und Bedeutung als geschichtliche Quelle angezweifelt hatte. Das bedeutsame Werk zerfällt in zwei Teile: 1. Beweis für das hohe Alter und die Glaubwürdigkeit der Muri-Akten; 2. Beweise für deren innern Wert und ihre Bedeutung für die Habsburger Genealogie. Als 1748 der bereits oben genannte Abt Calmet nach Muri kam und die im Archiv des Klosters hinterlegte Abhandlung von P. Fridolin sah, überhäufte er diesen mit ausserordentlichem Lob und empfahl den Druck des Werkes, was auch geschah. Gottfried von Mülinen sowie andere Geschichtsschreiber spendeten ihm ebenfalls reichen Beifall. Wie seine Vorgänger war Abt Fridolin Kopp stets auf die Bereicherung der Bibliothek bedacht. Aus Elsass und Italien kamen des öftern Gelehrte und benutzten sie, nebst dem reichhaltigen Archiv. Endlich bekamen durch diesen Abt auch die philosophischen und theologischen Disputationen einen neuen Aufschwung. Durch Ankauf wertvoller Stücke bereicherte er die bereits von Gerold I. angelegte Münzensammlung.

An der Begeisterung des Abtes für Wissenschaft, Literatur und Kunst entzündete sich auch das Talent und die Schaffensfreudigkeit zahlreicher Söhne, die in Theologie, Philosophie, Sprachkunde, Poesie und Musik namhaftes leisteten und ihr Wissen nach Möglichkeit für die Schule, die Kanzel und den Beichtstuhl verwerteten. *P. Leodegar Holdermaier* schrieb im Geiste der Benediktiner-Universität Salzburg ein umfangreiches Werk: «*Maria Mater Dei et Virgo immaculata procedens*». Es befindet sich unter den

Muri-Handschriften in der Bibliothek zu Aarau. Dasselbst erregen auch die 11 Foliobände des *P. Johann Evangelist Wickart* berechtigtes Staunen. Sie beschlagen alle Zweige der Theologie und geben ein treues Bild von dem Eifer und dem Ernst, mit dem die theologischen Studien in Muri betrieben wurden. *P. Wickart* starb 1763, noch nicht einmal 48 Jahre alt. Für das Theologiestudium wurden neben den eigenen Heften der Professoren die von den St. Galler-Theologen herausgegebenen «Cursus theologici» dem Unterrichte zugrunde gelegt. Zweimal im Jahre hatten die Studenten der Theologie über den durchgenommenen Stoff eine öffentliche Prüfung zu bestehen. Oeffters kamen auch die Thesen, die Theologen oder Philosophen vor eigens dazu geladenen Gästen zu verteidigen hatten, in Druck heraus. Bis zum Jahre 1770 wurden in Muri auch die sogenannten «öffentlichen Disputationen» abgehalten. Zu diesem Zwecke fanden sich oft Kapitularen aus St. Gallen, Einsiedeln oder Rheinau als Opponenten in Muri ein, oder Muri sandte seine Professoren in der gleichen Eigenschaft in eines der genannten Klöster, oder auch nach St. Urban oder Wettingen. Im Kloster selbst wurde das theologische Studium unterstützt durch regelmässig abgehaltene Konferenzen, die in Priester- und Fratreskonferenzen zerfielen. . . . Das Studium der Philosophie umfasste die Logik, Metaphysik und Physik. Diese letztere zerfiel in zwei Teile, von denen die erste die Astronomie und die allgemeinen Erscheinungen, die zweite den Menschen als leibliches und geistiges Wesen und dessen Pflichten zu Gott umfasste. Als Appendix folgten Geometrie und Algebra. . . . *P. Leodegar Maier* pflegte eifrig die Zoologie. *P. Mauriz Pfleger* tat sich in der Beredsamkeit hervor und hatte einen Namen als Optiker. Der von ihm verfertigte Tubus wurde in der Muri-Bibliothek von Fremden oft angestaunt. *P. Peter Odermatt* besass umfangreiche Kenntnisse in der Mathematik, besonders in der Geometrie und Astronomie. Als der tüchtigste Hauschronist, der die Geschichte des Klosters Muri von ihren Anfängen bis auf seine Zeit kritisch nach den Quellen behandelte, galt *P. Anselm Weissenbach*. Er schrieb in zierlichem Latein und mit grösstem Fleiss zwei Foliobände, deren erster die Geschichte des Klosters behandelt, unter dem Titel: »Ecclesiastica Monasterii Murensis»; der zweite, der mit dem Jahre 1027 anhebt und mit 1693 schliesst, ist überschrieben: »Annales Monasterii Murensis» und bespricht die innern und äussern Angelegenheiten des Klosters und die wichtigsten Ereignisse. An Tüchtigkeit und Fleiss kam dem Genannten *P. Leodegar Meier* gleich. Dieser war mit dem päpstlichen Nuntius Passionei befreundet, welchem Umstände er es auch verdankte, dass er nach Paris in das Kloster St. Germain gesandt wurde, um sich dort mit dem Bibelstudium und mit der französischen Sprache zu befassen. Er arbeitete daselbst vom Januar bis Oktober 1726 und legte die Früchte seines Studiums in Paris in dem bedeutsamen Werke: «Explicatio compendiosa Caeremoniarum ecclesiasticarum» nieder,

das 1737 gedruckt wurde. In seinen Hinweisen auf die Entstehung der kirchlichen Zeremonien erweist er sich als einen für die damalige Zeit tüchtigen Kenner der Kirchengeschichte. Bei seinen weitem archivalischen Arbeiten, die in einer Neuordnung und Einteilung der Aktenstücke nach ihrem Inhalt bestanden, halfen die Brüder fleissig mit und schrieben unter seiner Leitung mehrere tausend Urkunden ab. Die Frucht dieser Arbeit waren die 28 Kopialbücher, von denen jeder Band (in Klein-Folio) 800—1000 Seiten zählt. Diesen 28 Bänden fügte sodann P. Leodegar noch 3 Bände Spezialregister und 1 Band für das Generalregister hinzu, unter dem Titel: «Repertorium Archivi Murensis»; ausserdem ein gut koloriertes Titelblatt mit den Wappen des damaligen Abtes Gerold I., des Klosters, der fürstlichen Erbämter, der Kollaturen und Herrschaften, ferner mehrere Blätter mit den ihm bekannten Wappen der Muri-Aebte und Konventualen. Dieses gewaltige, von dem Arbeitsgeist der Muri-Mönche zeugende Werk findet sich im Archiv zu Aarau. Bevor noch diese Arbeit zum Abschlusse gekommen war, hatte P. Leodegar bereits im Jahre 1735 ein «Compendium Archivi Murensis» in 3 Oktavbänden zum Handgebrauch des Abtes fertig gestellt, das die Regesten der wichtigsten Urkunden nebst den Wappen der Aebte und Konventualen enthielt. Endlich setzte P. Leodegar auch noch die Annalen von P. Anselm Weissenbach fort und zeichnete in klassischem Latein die Ereignisse des Klosters von 1693—1751 in 2 Bänden auf, zu denen er als Supplement einen dritten hinzufügte, der Statistisches und Oekonomisches enthält. Der erste Band, Gross-Quart, hat ohne Index 972, der zweite 1023 Seiten und findet sich im Archiv zu Gries. Ausserdem haben wir von P. Leodegar ein Pontifikalmessbuch auf Pergament (1733), das noch heute im Kloster Gries jeweilen Verwendung findet. Nebst all diesen Arbeiten erwies sich dieser vielfältig tätige Mann noch als trefflichen Musiker und Komponisten von Falsi-Bordoni, Messen, Vespern und profanen Stücken auf die Jubelfeier des Abtes Gerold von Rheinau, so dass er von dem gelehrten P. Mauritius van der Meer als «Musices suo tempore peritissimus» gerühmt wird. Der grosse Calmet charakterisiert diese typische Gestalt eines Benediktiners mit den Worten: «Vir haud minore morum probitate quam doctrina conspicuus».

Durch ihre Kenntnisse in der Geschichte ragten in dieser Zeit noch zwei weitere Männer in Muri hervor: *P. Benedikt Studer* und *P. Johann Baptist Wieland*. Ersterer schrieb anlässlich der Sekundiz des Fürstabtes Plazidus das heute noch geschätzte umfangreiche Werk: «Murus et Antemurale»; letzterer verfasste, da von St. Blasien aufs neue die «Acta Murensia» angegriffen wurden, sein «Vindiciae Vindiciarum», welches Werk in Muri 1760 im Druck erschien. Leider starb der tüchtige Mann bloss 31 Jahre alt.

Ausser dem bereits genannten Fürstabt Fridolin Kopp taten sich

*P. Hieronymus Pfyffer* und *Mauriz Pfleger* in der Dichtkunst hervor. Letzterer wird in den «Annalen» als «praecipue comoedus auctor insignis» gerühmt. Die von ihm verfassten Komödien waren in deutscher Sprache geschrieben, während sonst für solche Stoffe die lateinische Sprache üblich war. Seine Dichtungen kamen der in jener Zeit herrschenden grossen Vorliebe der Studenten und des Volkes für öffentliche Spiele entgegen.

Endlich sei auch noch die Klosterapotheke in Muri erwähnt, die dem Fürstabt Plazidus Zurlauben ihre Entstehung verdankt. Sie hatte das Recht der Oeffentlichkeit und wurde jeweilen von zwei Konventualen, einem Priester und einem Laienbruder besorgt. Der erste Apotheker in Muri war von 1706—27 P. Andreas Lusser aus Altdorf, der für die damalige Zeit in der Pharmacie mehr als gewöhnliche Kenntnisse besass. Der Laienbruder Irenaeus Ackermann von Sursee war vor seinem Eintritt ins Kloster Chirurg gewesen und leistete trotz seines frühen Todes Bedeutendes in der Pharmacie.

Zum Schlusse verweisen wir noch auf das vorzüglichste Hilfsmittel für wissenschaftliche Betätigung, die *Bibliothek* in Muri, hin. Diese zählte nach dem von P. Leodegar Maier angelegten Katalog im Jahre 1744 15,000 Bände und nahm im Verlauf der Jahre stets an Bücherzahl zu. Freilich muss gleich bemerkt werden, dass, was den Gehalt und den Wert der Muri-Bibliothek betrifft, diese schon bei der ersten Plünderung, durch die Truppen des helvetischen Direktoriums 1798—1802, grosse Verluste erlitten hat, indem damals, nach zuverlässigen Berichten, im Archiv von Muri die seltensten und kostbarsten Werke entwendet wurden. Dass die Murikapitularen seit 1744 stets auf die Vermehrung und Bereicherung der Bibliothek bedacht waren, beweisen die Kapitelsbeschlüsse zwecks Errichtung eines grossen Bibliothekgebäudes, um für den Ankauf neuer Bücher Platz zu gewinnen. Kardinal Garampi schrieb im Jahre 1761 über die Muri-Bibliothek: «Sie ist sehr reichhaltig und wohlversehen mit guten Büchern der neuesten Zeit.» «Ein Gelehrter unserer Tage, sagte seinerzeit der verdienstvolle Verfasser der «Geschichte der Benediktiner-Abtei Muri-Gries», P. Martin Kiem, behauptet: «Was Wertvolles in der Kantonsbibliothek zu Aarau sich befindet, das stammt von Muri», und fügte als Kenner dieser Bibliothek bei: «Und so ist's auch; die ältesten Inkunabeln und die trefflichen Geschichtswerke des 18. Jahrhunderts, worauf Aarau stolz ist, tragen das Muri-Klosterwappen. Jenes prachtvolle Choralbuch mit den zierlichen Initialen, das mit Vorliebe den Fremden gezeigt wird, nennt Muri seine Heimat. Endlich lassen einzig die Dekanats-Rechnungen des Klosters, abgesehen von den Rechnungen des Prälaten, einen starken jährlichen Zuwachs der Bibliothek erkennen, da dieselbe eine jährliche Ausgabe von 300—531 Gulden für angekaufte Bücher aufweisen, was dem Jahresbudget der aargauischen Regierung für die Kantonsbibliothek — 800 alte Franken — seit 1805 und den

<sup>23</sup> Stans 1888. Vgl. Caspar von Matt.

folgenden Jahren so ziemlich gleichkommt.<sup>24</sup> P. Martin Kiem berichtet des weitern, dass alle Muri-Konventualen, mit denen er noch zusammengelebt und welche die Muri-Bibliothek genau kannten, versicherten, diese habe vor Aufhebung des Klosters 1841 mehr als 30,000 Bände umfasst.

Die Zahl der nach Aarau gebrachten Bücher aber blieb hinter diesem tatsächlichen Bestande weit zurück, denn die Regierung liess nach Aufhebung des Klosters die Bibliothek in den Jahren 1841—46 noch in Muri, wo sie allen zugänglich war und reichlich ausgeplündert wurde. Ferner haben nach Aussagen von Augen- und Ohrenzeugen die Okkupationstruppen der Regierung in den Monaten Januar und Februar des Jahres 1841 Bücher verbrannt, zu den Fenstern hinausgeworfen oder mitgenommen; auch verschwanden bei der Ueberführung der Bibliothek von Muri nach Aarau manche Bücher; endlich verkaufte der Bibliothekar von den der Kantonsbibliothek bereits einverleibten Muribüchern mehrere Werke an Buchhändler. Muri-Gries z. B. war später selbst in der Lage, von einem Antiquar in Köln ein Buch zurückzukaufen, das das Muri-Wappen und den Stempel der aargauischen Kantonsbibliothek trägt.

Seit dem Jahre 1765 bis zu Anfang des nächsten Jahrhunderts kam verhältnismässig Weniges aus den Zellen der Muri-Mönche an die Oeffentlichkeit. Die Hauptsorge galt der Aufrechterhaltung der Disziplin, der Beobachtung der Regel und der würdigen Feier des Gottesdienstes. Insbesondere waren die Aebte bemüht, dem in dieser Zeit überall sich geltend machenden Einfluss des Weltgeistes und der falschen Philosophie zu steuern. Trotzdem aber verlangten die zwei Fürststäbte Bonaventura II. Bucher und Gerold II. Maier als Freunde und Förderer der Wissenschaft, dass jeder Kapitular mit dem grössten Fleisse den Studien obliege. Abt Gerold besonders ging diesbezüglich seinen Mönchen mit dem schönsten Beispiel voran. War er auch kein Gelehrter im eigentlichen Sinne des Wortes, so benutzte er doch jeden Augenblick zur Aufzeichnung oder Abschrift denkwürdiger Bücher und Ereignisse und füllte damit in den Jahren 1776—1798 eine Reihe von Foliobänden an. Ein Verzeichnis der von ihm zusammengetragenen Schriften gibt P. Martin Kiem.<sup>25</sup> Auch war er auf die Erweiterung der Schule bedacht und trug sich sogar mit dem Gedanken, ein Priesterseminar für den Weltklerus im Sinne und Geiste des Konzils von Trient zu errichten. Doch die Ausführung des Planes wurde durch die Veränderung der Zeitverhältnisse unmöglich gemacht. Indessen entfaltete Fürst Gerold einen grossen Eifer für die Hebung der wissenschaftlichen Bildung in den Schichten des niedern Volkes, regte die Gründung von Volksschulen an, unterstützte sie mit reichen Spenden und erweiterte auch das Klostersgymnasium. Grosse Vorliebe zeigt dieser Abt für alte Münzen

<sup>24</sup> A. a. O. II. Bd., S. 256 Anmkg.

<sup>25</sup> A. a. O. II. Bd., S. 233.

und sah es gerne, wenn seine Mönche sich mit dem Studium derselben befassten. Als ihm im Jahre 1782 aus Strassburg eine bedeutende Münzsammlung zum Kaufe angetragen wurde, erwiderte er den Mönchen, welche meinten, das hiefür ausgegebene Geld wäre ein totes Kapital: «Religiosen sollen Lust und Liebe zum Arbeiten bekommen, und das Geld, welches deren Wissen und Tätigkeit mehrt, ist kein totes Kapital.» Die Sammlung kam denn auch wirklich im Jahre 1783 nach Muri und wuchs zu einer der schönsten und reichhaltigsten Münzensammlung der Eidgenossenschaft an. Leider erlitt sie durch das französische Direktorium in den Jahren 1798 bis 1802 eine nicht geringe Einbusse.

Die eintretenden Kriegereignisse, der Einfall der Franzosen in die Schweiz, die Auswanderung von Fürstabt Gerold ins Exil, die Bedrängnisse Muris durch das helvetische Direktorium, die Leiden des Murikonventes während der drei ersten Jahre der französischen Revolution, die Unterstellung des Murivermögens unter die helvetische Regierung, das Verbot der Novizenaufnahme, die Aufhebung der Klosterschule, die Misswirtschaft der von der Regierung bestellten Klosterverwalter, der Verlust der deutschen Herrschaften, alles das wirkte hemmend und lähmend auf das wirtschaftliche Leben und künstlerische Streben und war bereits der Auftakt zu dem rohen Gewaltakt, dem vier Jahrzehnte später das Kloster Muri zum Opfer fiel. Erst in Sarnen und Muri-Gries wurde es den Mönchen wieder möglich, dieser Seite benediktinischen Lebens gerecht zu werden.

Damit schliesen wir unsere Studie über die Mission des Benediktinerordens und das geistige Leben im Kloster Muri. Der Muri-Konvent hat die alten Traditionen in das neue Heim, Muri-Gries, hinübergerettet und sucht durch religiöses Leben und wissenschaftliches Streben dem Geist von 900 Jahren auch im kommenden Saeculum Kontinuität und Stabilität zu geben. Er kann das um so eher hoffen, als der Orden, bei seiner grossen Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen, auch heute noch, ausser dem allgemeinen Zweck der Heiligung seiner Mitglieder durch Beobachtung der evangelischen Räte, eine besondere Mission zur Ehre Gottes und zum Heile des Mitmenschen zu erfüllen hat. ... Wenn dem zur Zeit der Völkerwanderung gegründeten Benediktinerorden die Aufgabe zufiel, die Reste des Heidentums im Römerreiche zu zerstören, den in Götzendienst versunkenen Germanenstämmen das Licht des Evangeliums zu bringen, den Arianismus und andere Irrlehren zu bekämpfen und die Lehre Jesu Christi durch Jahrhunderte zu erhalten und immer mehr auszubreiten, so ist der Orden trotz seines mehr als vierzehnhundertjährigen Bestehens auch heute noch dieser Aufgabe nicht enthoben, indem Unglaube, Irrglaube, Aberglaube die weitesten Kreise beherrschen, Millionen von Menschen im gebildeten Europa ohne Taufe dem Fürsten der Finsternis Heerfolge leisten und ganze Länderstrecken in Ge-

fahr sind, wieder ins Heidentum zurückzusinken.... Aber auch in den dunkeln Erdteilen, denen das Licht des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist, teilen sich die Benediktiner mit zahlreichen andern Orden in das grosse Werk der Missionen und richten diese im Sinne und Geiste des hl. Benediktus ein, wie vor Jahrhunderten St. Plazidus in Messina, der hl. Maurus in Gallien, der hl. Columban zu St. Gallen, der hl. Augustinus zu Canterbury, der hl. Willibrord zu Echternach bei Trier, der hl. Bonifaz in Fulda es getan.

Und wenn einst der Benediktinerorden den von Norden nach dem Süden wild heranstürmenden Barbaren, die keine Wohnsitze, kein geschriebenes Gesetz, keine geordneten Familienverhältnisse, kein Eigentum kannten und ausschliesslich von Jagd, Raub und Krieg lebten, Religion und Gesittung beigebracht, sie durch Wort und Beispiel über die Bedeutung von Grund und Boden, von Eigentum, über die Wichtigkeit eines geordneten Familienlebens usw. aufgeklärt hat, und diese Barbaren dann allmählich Bauern und Bürger von Dörfern, Städten und Reichen mit geordneten religiösen, politischen und sozialen Verhältnissen wurden und die Segnungen der christlichen Kultur kennen lernten, so bestehen heute, trotz der vielen Wandlungen im Zeitenbilde, angesichts der zahlreichen Feinde der politischen und sozialen Ordnung, der Gefährdung des Besitztums, der zerrissenen Familienbände und der allgemeinen Auflösung gleiche oder ähnliche Bedürfnisse im weitesten Umfange; kann es doch für unsere Tage z. B. kaum eine wichtigere Aufgabe geben, als die Wiederherstellung der christlichen Familie, für die das benediktinische Familienideal in mancher Hinsicht vorbildlich ist.

Und wenn endlich Schule und Erziehung von Anfang an ein Herzstück benediktinischen Lebens gewesen sind, indem die Mönche die jungen Germanenvölker in ihre Zucht genommen und diese Erziehungs- und Bildungsaufgabe durch das ganze Mittelalter fortgesetzt und ausgeübt haben, was sind dann die heutigen Klosterschulen, Gymnasien, Lyzeen und teils auch Universitäten anderes, als die natürliche Fortsetzung der von Anfang an übernommenen grossen Pflichten der Menschenveredlung? Der familiäre Geist des Benediktinerordens hat auch von jeher der Schule seinen Charakter aufgedrückt, in den Schülern den Geist der Pietät und Anhänglichkeit an ihre alten Lehrer, die, im Gegensatz zu dem häufigen Wechsel an andern Schulen, oft Jahrzehnte lang auf ihrem Posten bleiben, geweckt, was gerade bei der 900jährigen Feier des Stiftes Muri-Gries in schönster Weise zutage getreten ist, indem zwischen 5—600 frühere Zöglinge der Einladung ihrer Lehrer, sich zu einem Alt-Sarnertag zahlreich einzufinden, gefolgt sind, und gemeinsam mit ihnen das 9. Zentenarium der Gründung von Muri begangen haben. Und noch etwas pflanzt heute die Benediktinerschule dem jungen Geiste wie vielleicht kaum eine andere Institution

ein, die Achtung vor der *Tradition*. Gegen diese läuft der heutige Zeitgeist in ganz besonderer Weise Sturm. Der Sozialismus und Bolschewismus haben es auf die totale Zerstörung alles Ueberkommenen abgesehen und bezwecken das heutige Geschlecht in den chimären Zustand einer ursprünglichen Gleichheit zurückzusetzen, wo alle höhern Interessen der Art, der Nation und der Familie sich dem Rechte des Individuums unterordnen sollen. Weder Name, noch Vermögen, noch Erziehung, noch Kultur darf sich von einem Menschen auf den andern, von den Vorfahren auf die Enkel vererben, jede Generation soll für sich schauen, ihre Lebensbahn eigenmächtig durchlaufen. Man vergisst ganz und gar in diesem Kampfe gegen die Tradition, dass die Menschheit nach dem schönen Worte eines französischen Philosophen in Wirklichkeit mehr aus Toten, denn aus Lebendigen besteht, und dass nach einem Worte F. Brunetières die Zivilisation sich von der Barbarei durch nichts so sehr unterscheidet als durch die Ausdehnung, den Charakter und das hohe Alter der Tradition. Den Respekt und die Liebe zur Tradition dem jungen Geiste einzupflanzen und zu erhalten, ist eine wichtige Aufgabe der benediktinischen Erziehung, und um so wichtiger, je mehr der Geist der Emanzipation von allem Ehrwürdigen und Althergebrachten sich heute auch im jungen Volke breitzumachen beginnt. Gerade solche Feste wie die 900jährige Gründungsfeier eines Klosters, das die Traditionen eines jeden Saeculums in zähem Festhalten auf das andere vererbt hat, ist, angesichts der umstürzenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte, wie kaum etwas dazu angetan, den Geist zu ernster Besinnung anzuleiten und den Respekt vor den grossen Ideen der Vergangenheit in der jungen Seele zu verankern.

Noch ein letzter Punkt für die Bedeutung der Klöster in unserer Zeit. Sie sind Oasen mitten in den oft recht dürren Steppen des Lebens, Inseln des Friedens auf dem durch Stürme aller Art wild aufgepeitschten Weltmeer. Zu diesen Oasen, diesen Friedensinseln zieht es manche ideale Seele hin, deren feines Fühlen und Wollen die Welt nicht befriedigen kann, aber oft auch Seelen, denen das Leben tiefe und schwere Wunden geschlagen und die, um nicht daran zu verbluten, sich in diesen sichern Port flüchten. Wenn einst der Gedanke, der im Todeskampfe liegenden römischen Welt zu entfliehen, um in der schweigenden Einsamkeit des Klosters oder der Wüste nur an das Heil seiner Seele denken zu können, für Tausende und Abertausende eine unwiderstehliche Zugkraft hatte, so ist auch heute noch, angesichts der an innern Werten immer ärmer werdenden Kulturwelt und dem Niedergange der Gesellschaft und der Völker dieses Sehnen Einzelner nur zu begreiflich und zu berechtigt. «Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen,» sagt ein sonst der Kirche wenig gewogener Kulturhistoriker, Jakob Burckardt, «dass er, verloren in der grossen bewegten äussern Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wieder zu finden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draussen

sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch von seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfnis einer dauernden unzerstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede irdische Rücksicht schwinden und der Einsiedler wird Asket.» Es kann uns deshalb nicht wundernehmen, dass selbst ein Gottesleugner des 19. Jahrhunderts wie D. F. Strauss seinem Sehnen des Herzens nach Frieden in einem wunderbaren Sonett auf das Kloster ergreifenden Ausdruck gegeben hat, indem er singt:

«Wär ich vor sechs Jahrhunderten geboren,  
So hätt' ich all der Sorgen, die mich drücken,  
Der Zentnerlasten, den gebeugten Rücken  
Entladen längst vor eines Klosters Toren.

O holder Ruhesitz, den ich erkoren!  
Wie diese stillen Gänge mich beglücken,  
Der Glocken Silberstimmen mich entzücken,  
Zum Himmel auf mich hebt das Lied der Horen.

Sei mir gegrüsst, du meine schmale Zelle,  
Du Büchersaal des Geistes Vorratskammer,  
Und meiner Augen Trost, umhegter Garten.

Sanft legt sich hier des Lebens letzte Welle,  
Die Seele schweigt, gleich fern von Lust und Jammer  
Das Schlummerstündlein ruhig abzuwarten.»

